





Sara von Pilkau.

Zum Mährchen: die Bärenburg.





Bilder für die Jugend

herausgegeben

von

Ernst von Houwald.

Zweiter Band.

Mit 12 Kupfern.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen.

1830.

Inhalt.

Seite.

I. Die Bärenburg. Ein Mährchen von E. von Houwald. . . . . 1.

II. Sieg und Seegen. Erzählung von Charlotte von Glümer, geborne Spohr. . . . 75.

III. Die Versöhnung. Drama in zwei Acten, von E. von Houwald. . . . . 107.

IV. Richtet nicht Erzählung von Charlotte von Glümer, geborne Spohr. . . . . 159.

V. Das Vielliebchen. Ein Lustspiel in zwei Acten, von E. von Houwald. . . . . 180.

VI. Erinnerung an unvergeßliche Menschen. . . 283.

1. Villa des Cicero. . . . . 285.

2. Albrecht Dürer's Grab auf dem St. Johannis-Kirchhofe zu Nürnberg. . . 288.

3. Iffland's Gartenhaus. . . . . 812.

4. Philadelphia. . . . . 817.

5. Berg Vernon in Virginien. . . . 321.

I.

Die Bärenburg.

Ein Mährchen.







Auf einer hohen waldbewachsenen Felskuppe lag ein altes einsames Schloß, die Bärenburg genannt. Die reiche Familie, der Graf von Pilkau, welcher es zugehörte, wohnte jedoch auf ihren andern größern Besitzungen, und schon seit Menschengedenken hatte kein Mitglied derselben längere Zeit daselbst zubringen mögen. Nur ein alter Kastellan verlebte hier seine einsamen Tage, und wurde bisweilen nur von neugierigen Reisenden besucht, die sich in dem Schlosse herumführen ließen, und mit stiller Bewunderung die zwar alterthümliche, aber schöne Einrichtung desselben betrachteten. Wenn die Fremden nun ihr Erstaunen darüber nicht zurück hielten, daß in dem gänzlich unbewohnten Gebäude sich alles doch so wohl erhalten finde, so lächelte dann der alte Kastellan geheimnißvoll, und gab zu vernehmen, wie dies wohl in der Bauart des Schlosses liegen möge, die ohne

weiteres Zuthun sich selbst erhalte und nichts zu Grunde gehen lasse. Die Leute in der Nachbarschaft wußten aber wohl, was er meinte; denn das Schloß stand längst in dem Rufe, daß es von Geistern bewohnt sei; der Kastellan hatte auch einmal auf einer Hochzeit, zu welcher er im nächsten Städtchen gebeten worden, bei einem Glase Wein einiges davon verlauten lassen, ja er hatte sogar, als seine beiden Tischnachbarn, der alte pensionirte Forstinspector und der aufgeklärte Stadtrichter sich über die Möglichkeit von Geistererscheinungen gestritten, in der Weinbegeisterung dem Streite dadurch ein Ende zu machen gesucht, daß er sich auf die Seite des alten Forstmannes geschlagen, mit ihm den wilden Jäger, den schwarzen Irrwisch u. s. w. in Schutz genommen, und endlich jeden, der an solche Dinge nicht glaube, feierlich eingeladen, die nächste Nacht auf der Bärenburg zuzubringen. Von der ganzen Gesellschaft war diese Einladung zwar mit Schweigen erwiedert worden, weil man sich eines geheimen Grauens dabei nicht erwehren konnte, der Kastellan aber, war nur noch dringen=

der gegen den Stadtrichter vorgerückt, so daß dieser, um seinen Muth zu behaupten, endlich nicht länger ausweichen konnte, sondern als die Gesellschaft aus einander gegangen war, sich wirklich mit dem Kastellan auf das Schloß begeben hatte. Wie er aber dort die Nacht zugebracht, und was er dort gesehen, blieb ein Geheimniß; nur ließ die Versicherung, daß er lieber Nachtwächter im Städtchen, als Kastellan auf der Burg sein möchte, auf manche unerfreuliche vielleicht schauderhafte Erfahrung schließen. So stand es um die geheimnißvolle unbewohnte Burg, als der jetzige Besitzer derselben, der alte Graf von Pilkau, starb. Er hinterließ zwey Söhne, von denen der älteste ihm im Besitz der großen Majorats-Güter folgte, der jüngere aber mit Namen Wilibald, nur dies einsame Schloß, die Bärenburg mit seinen Umgebungen als Erbtheil erhielt.

Wilibald stand als Cavallerie Officier unter dem Heere seines Königs; er hatte manchen rühmlichen Feldzug mitgemacht, und sich ein großes Ansehen unter allen seinen Cammeraden erworben; zumal er sich nicht allein

durch Geistesbildung und Muth auszeichnete, sondern auch ein frohes treues, tieffühlendes Herz den Freunden entgegen brachte. Sie konnten, sie mochten nichts ohne ihn beginnen; er war die Würze ihrer Freuden, der Rathgeber in ernstern Angelegenheiten, das Vorbild ihres Thuns und Handelns.

Aber seit dem Tode seines Vaters und der Ordnung seines Nachlasses, war eine bedeutende Veränderung mit ihm vorgegangen, seine Stimmung war ernster geworden, er zog sich oft aus dem Kreise der Freunde zurück, suchte die Einsamkeit, und beschäftigte sich fast ausschließlich damit, alte Papiere und Urkunden zu durchlesen, die er sich aus dem Archive seines Schlosses hatte zuschicken lassen.

Bei dieser Beschäftigung traf ihn einst sein vertrautester Freund und treuster Waffenbruder, der Hauptmann von Marheim; er sah die finstern Wolken auf Wilibald's Stirn, und wie er in halber Zerstreutheit die Papiere bei Seite schob und ihn kalt bewillkommte, als störe ihn der Besuch des Freundes.

„Was ist Dir denn?“ rief Marheim! und faßte seine Hand. „Der Tod Deines Vaters

mag Dir, dem redlichen Sohne, wohl sehr zu Herzen gehen, aber wenn auch der Schmerz um den Verlust geliebter Personen uns in den Freudenbecher des Lebens wiederholt noch die Tropfen einer heiligen Wehmuth mischt, damit sie die Seele wie eine Arzenei stärken und die schönen Farben der Erinnerung immer wieder auffrischen mögen, so verdüstert dieser Schmerz doch nicht das Gemüth, so jagt er doch nicht finstere Wolken fortwährend über die sonst heitere Stirn, so verschließt er doch nicht das Herz dem Freundeszuspruch. Es muß dir daher noch etwas anderes auf der Seele liegen, ein tiefes unerfreuliches Geheimniß; denn meine Schuld kann es nicht sein, und meine Freundschaft zu Dir giebt mir ein Recht, Dich darnach zu fragen!"

Wilibald seufzte tief auf, sah dann dem Freunde lange ins Auge und sagte endlich: „Ja, Du hast ein Recht auf alles was mich jetzt so tief bekümmert, es geht Dich vielleicht näher an, als du glaubst, darum will ich nicht länger schweigen, Du sollst alles wissen."

„Nach dem Tode meines Vaters sind

unsere großen Familien-Lehne meinem ältesten Bruder zugefallen, ich hingegen habe nur das alte Schloß, die Bärenburg, mit seinen Umgebungen als Eigenthum erhalten. Da es entfernt von den Hauptgütern meines Vaters lag, auf denen ich erzogen wurde, er selbst es auch niemals, so lange ich denken kann, besuchte, so blieb es auch mir fremd; ich kannte es nur aus einer Zeichnung, die im Zimmer meines Vaters hing, seine düstre abgeschiedne Lage darstellte, und die wir Kinder immer gern betrachteten, um manches Abentheuerliche dabei zu träumen. Jetzt nun ist dieser Ort mein Eigenthum geworden; aus des Vaters Papieren habe ich mich überzeugt, daß die Einkünfte davon wohl zureichen würden, den gnügsam und einfach lebenden Besitzer dort zu ernähren. Freudig erwachte in mir der Gedanke: Jetzt endlich wirst du deinem Herzen folgen und dem Mädchen, das du längst schon liebst, Deine Hand bieten können; dann willst du die Waffen niederlegen, und in die verlaßne ehrwürdige Bärenburg ein frohes häusliches, glückliches Leben einführen! — Und wen ich

mir zur Gefährtinn meines Lebens zu erwählen gedachte, — — soll ich sie Dir noch erst nennen, Bruder?“

Marheim reichte ihm die Hand und sagte: „Ich weiß es, Du liebst meine Schwester Sara!“

„Ja, ich liebe sie mit treuem Herzen! fuhr Wilibald fort. Ich hoffte in der Vereinigung mit ihr mein höchstes Glück; aber auch diese schöne menschliche Hoffnung soll nicht in Erfüllung gehen!“

„Und warum nicht? rief Marheim! was stellt sich ihr in den Weg?“

„Etwas, das wohl außer den Gränzen unserer Kraft liegt!‘ fuhr Wilibald ernst fort. — „Ich hatte an den alten Kastellan, der jenes Schloß dort in Aufsicht hält, geschrieben, ihm meinen Plan bekannt gemacht, ihm aufgetragen, die nöthigen Einrichtungen zu meiner Aufnahme dort zu besorgen; — allein welche Nachrichten habe ich von ihm erhalten?“ —

Wilibald reichte mit diesen Worten den Brief des Kastellans dem Freunde hin. Marheim hatte ihn aber kaum flüchtig ge-

lesen als er lachend ausrief: Wie! Geister-erscheinungen, Spuckgeschichten, die der alte blödsinnige Mann dort erlebt haben will, und diese machen Dir Sorge! Sind nicht von den meisten alten Schlössern solche Sagen im Umlauf! Bald giebt es dort eine Marterkammer, oder ein Burgverließ, wo man noch bei Nacht Heulen und Zähnklappern vernimmt, oder es gehen leichenhafte Mönche um und ziehen die Bettvorhänge weg, oder es zucken bleiche Lichter durch die hohen Zimmer und auf den Wänden liest man furchtbare Worte in feu-riger Schrift!“

„Das alles würde mich nicht besorgt machen, fiel Wilibald ein, das habe ich dem Alten dort auch schon entgegnet, und ihm befohlen, dennoch meinen Willen zu vollziehen. Allein statt jedes weitern Einwandes hat er mir aus dem Archiv der Bärenburg Actenstücke zugesendet, wodurch die Sache außer allen Zweifel gestellt wird; meine achtbaren Vor-fahren haben hier niedergelegt und fast eidlich bestärkt, was sie dort Schauderhaftes erfahren. Wie kann ich ein Weib, das ich liebe, in solche Umgebungen, ja ich will es ausspre-

chen, in ein solches Spuckloch einführen wollen!“

Marheim warf einige Blicke in die alten Acten, und schüttelte dann auch bedenklich den Kopf. „Das ist arg! sagte er, allerdings etwas arg! aber trotz aller Hochachtung gegen Deine Vorfahren, bleibe ich doch bei meinem Spruche: mein Herz glaubt nur, was meine Augen sehen! Den Hals wird es uns ja nicht kosten, Bruder, und die kalten Schauer vergehen ja auch wieder, wenn nur erst der warme Tag kommt. Laß uns nach der Bärenburg selbst hinreisen, sehen, hören, prüfen, und dann handeln. Hier ist meine Hand, ich begleite Dich, es soll ein ritterliches Abentheuer werden!“

Wilibald schlug ein, die Reise wurde näher besprochen, ein Urlaub auf vierzehn erbeten, und schon am folgenden Tage saßen die Freunde wohl gerüstet und bewaffnet auf ihren Rossen von einem einzigen Diener begleitet, und ritten in gespannter Erwartung der Berggegend zu, in welcher die Bärenburg lag.

Am dritten Tage erst langten sie in den Abendstunden vor dem alten einsamen Schlosse

an. Es war ein rauher Apriltag, Schnee- und Regenschauer zogen vorüber und durchnäßten die Reiter, der Wind sauste durch den hohen Forst, und wie die Stimme einer einsamen Wehklage tönte das Seufzen der verrosteten von Sturme hin und her getriebenen Fahne des bemoosten Burgthurmes durch die Einöde. Der Weg zum Schlosse war mit Gestripp und hohem Kraute verwachsen und zeigte, daß er lange nicht mehr befahren worden war. Jetzt hielten unsere Reisenden endlich vor der verschlossenen hohen Pforte. Erst nach dem sie mehrmal die Klingel gezogen, wurde von dem Thorwart geöffnet, nach ihrem Begehr gefragt, und da sie ihre Namen genannt hatten, der Einlaß gestattet. Auf dem Schloßhof eilte der Kastellan herbei, seinen neuen Gebieter mit schuldigen Respect zu empfangen.

„Hier, Alter, bin ich selbst!“ rief ihm Wilibald entgegen. „Deine Briefe, Deine Actenstücke waren für mich nur todte Zeugen; ich mußte meine Burg selbst sehen, und wissen, wer mir mein Eigenthum streitig machen will! So bin ich denn mit frohem Muth hierher

geritten, und trete unter Gottes Schutz jetzt auch mit frohem Geist in meine Heimath!“

Der Alte beugte sich ehrerbietig auf die Hand seines Herrn und sagte: „Ich heiße Ew. Gnaden mit treuem Herzen willkommen! Dem Willkommen folgte aber bisher immer gar zu bald das Lebewohl, möge es endlich anders werden!“

Er zündete hierauf ein Paar Kerzen an und führte die Freunde durch die Kreuzgänge des Schlosses, in denen es schon Nacht geworden war, nach einem großen Zimmer, wo er in dem weiten Marmor-Kamine von dem Thorwart ein helles Feuer anzünden ließ, während er selbst mehrere Lichter auf dem schwer vergoldeten Kronleuchter ansteckte, um das hohe große Zimmer möglichst zu erleuchten.

Den Freunden ward es hier bald recht behaglich, und ein frugales Abendbrodt, welches die Frau des Kastellans alsbald auftrug, hatte ihnen noch einmal so herrlich geschmeckt. Die ernste Stimmung wich nach und nach einer fröhlichen Unterhaltung, und als zwei kostbare Betten aufgestapelt worden waren, der Ka-

stellan eine silberne Nachtlampe angezündet, und mit bedenklicher Miene gefragt hatte:

„Ob der Herr Graf vielleicht befehlen, daß jemand noch im Vorzimmer schlafen soll?" — Entgegnete dieser:

„Ich habe noch keine Lust zu schlafen! Schaff uns eine Bowle warmen Punsch, und komm dann selbst, Alter, um ein Glas mitzutrinken! Ich mag eher hier nicht ruhen, bis ich nicht aus Deinem Munde nähere Aufschlüsse über die Geheimnisse dieses Schlosses erhalten habe!"

„Aber es ist Nacht! sprach der Kastellan; und die Nacht hat leisere Ohren als der Tag!"

„So mag sie uns zuhören!" erwiederte der Graf lächelnd. „Geh nur, Alter, und erfülle, was ich dir befohlen!"

Da wurde bald die dampfende Bowle herbei gebracht; die Freunde setzten sich an den Kamin, in welchem das Feuer aufs neue angeschürt worden, und der Kastellan mußte sich auch seinen Stuhl herbei holen. Als Marheim aber dem Reitknecht, der eben das Zimmer verlassen wollte, befahl, vor allen Dingen die

geladenen Pistolen aus den Sätteln herauf zu bringen! sprach der Kastellan leise:

„Lassen Ew. Gnaden das Schießgewehr lieber in den Halftern stecken. Waffen deuten immer auf Mißtrauen oder Besorgniß, und beides muß man hier nicht zeigen. Auch ist es doch um die schönen Tapeten schade, wenn man zwecklos in den Zimmern hier schießen will!“ und hiermit nahm er eine Kerze und leuchtete schweigend an den Wänden hin, wo man noch deutlich genug die Spuren mehrerer Kugeln erkannte, die bedeutende Löcher in die Tapeten geschlagen hatten, auf welchen sehr künstlich eine Bärenjagd dargestellt war.

„Diese Zeichen geben allerdings zu erkennen, was hier geschehen ist“, sagte Marheim. „Aber weshalb, alter Knabe, hast du uns denn gerade in dies Zimmer geführt, wo man Schießübungen gehalten zu haben scheint! Giebt es im Schlosse keine Kammern die ein ruhigeres Ansehen haben?“ —

„Es ist dies das beste und bequemste Zimmer im Schlosse! entgegnete der Kastellan. Des Herrn Grafen hochseeliger Herr Vater

und Großvater haben auch hier logirt, und haben mehrere von jenen Kugeln dort —

„Die Pistolen sollen in den Halftern bleiben!“ befahl der Graf dem Reitknechte; „in meinem eignen Hause brauche ich allerdings keine Waffen, da will ich mich sicher dünken. Aber jetzt Alter, fuhr er zum Kastellan gewendet fort, jetzt wirf alle Bedenken, alle Rücksichten bei Seite. Erfülle nur was Du mir, Deinem Herrn, schuldig bist, und entdecke mir alles, was Du über diese Burg weißt, und was Du in Deiner langen Einsamkeit hier gesehen und erfahren hast!“

Der Kastellan verneigte sich, hob dann sein Glas empor und sagte feierlich: „Auf das Wohlergehen meines gnädigen Herrn, und daß er Friede hier finden möge!“ — Nach einer Pause, in welcher er sich zu besinnen schien, hob er endlich folgendergestalt zu erzählen an.

„Als vor mehreren hundert Jahren dieser Wald eine noch viel größere Wildniß war, neben dem edlen Wilde auch noch mancherlei reissende, blutdürstige Thiere ihren Aufenthalt darin genommen hatten, und auf diesem Felsen

sich noch keine Gebäude erhoben, da war Ew. Gnaden Ahnherr, der Graf Max von Pilkau, wegen seiner besonders wichtigen und ritterlichen Dienste von des Kaisers Majestät mit diesen großen Waldungen beliehen worden. Es wollte derselbe nun auch alsbald eine große Jagd darin anstellen, denn es hatten die benachbarten Ortschaften sich mit dringenden Bitten an ihn gewendet, daß er das Wild, welches ihnen die Saaten zerstöre, in etwas dämpfen, ganz besonders aber zwei große Bären erlegen möchte, die nicht allein in ihre Heerden einbrächen, sondern selbst sich in die Dörfer wagten und das Leben der Menschen bedrohten; und als nun endlich eines Morgens ein armes junges Weib erschien, sich vor dem Grafen niederwarf und ihm unter tausend Thränen berichtete, wie in heutiger Nacht der grimmige Bär ihr Knäblein aus der Wiege gestohlen und damit in den Wald gerannt sei, da wurde das Herz des Grafen dergestalt erschüttert, daß er selbst das Hüfthorn von der Wand riß, um das Hallo zur Jagd zu blasen. Aber er konnte vor Wehmuth nicht blasen über den Jammer des Weibes und er

reichte das Horn seinem Freunde, dem Ritter von der Weihe, der blies die Jäger denn auch alsbald zusammen, und alle zogen kampflustig in den tiefen Wald. Der Graf aber that das Gelübde: „daß er den Wald nicht eher verlassen wolle, als bis der Bär erlegt sei, und daß er auf der Stelle, wo dieser glücklich gefällt worden, ein würdiges Denkmal dieser That errichten werde!" Und die Jagd begann; viel des edlen Wildes wurde mit Pfeil und Bogen und Wurfspieß gefällt, aber die Bären fand man nirgends. Schon neigte die Sonne sich hinter den Wipfeln der Bäume, und aufs neue wurden die Hunde ins Dickigt gehetzt; aufs neue jagten sie einen hochgeweihten Hirsch daraus hervor, und weit den übrigen voran sprengte der Graf ihm nach, ihn mit dem Wurfspieße zu erlegen. Da trat ihm plötzlich die Mutter des geraubten Kindes in den Weg; auch sie hielt einen Wurfspieß in der Hand, das lange Haar flatterte im Winde und Gesicht und Hände bluteten von Dornen zerrissen. „Was jagt Ihr dem Hirsche nach?" rief sie. „Was durchtobt ihr den Wald! — So werdet Ihr die Bären und mein Kind nimmer

finden! Ich bin Euren Rossen nachgelaufen, und was ihr nicht erspähet in Eurer Jagdlust, das hat Mutterangst und Liebe erlauscht. — Mitten durch das Blasen Eurer Hörner, durch das Gebell Eurer Rüden, habe ich von fern her die weinende Stimme meines Kindes vernommen. Gewiß noch lebt es! aber kein Augenblick ist zu versäumen. Wollt Ihr mir es retten helfen, so folgt mir unverzüglich!“

„Und der Graf wendete sein Roß und ritt der Mutter nach, die durch Dorn und Gestripp vorauseilte, und nur bisweilen stehen blieb, um aufzuhorchen nach den Klagetönen aus dem Walde, die nur sie vernahm. So gelangten sie an den Fuß dieses Felsen, und die Mutter rief: „dort oben hör' ich das Weinen meines Kindes, dort oben muß die Höhle der Bären sein!“ Sie klimmte eilends den Felsen hinan und hatte die Spitze bereits erreicht, ehe der Graf vom Rosse abspringen und ihr folgen konnte; da aber brach aus den Felsspalten, wo sie bei ihren eignen Jungen das geraubte Kind verborgen, die alte Bärin heulend hervor, stürzte sich auf das Weib,

und es begann ein furchtbarer Kampf zwischen den beiden Müttern. Die Frau hatte der Bärin den Wurfspieß zwar tief in die Brust gebohrt, aber sie war von der Last derselben dennoch zu Boden geworfen worden, sie fühlte sich von den gewaltigen Tatzen eng umklammert, und schon die scharfen Zähne in ihre Brust gedrückt. Da erreichte der Graf eben den Kampfplatz, er stieß seinen Fangstahl durch das Herz der Bärin und rettete so die mutherfüllte Mutter; aber kaum erfreute er sich des Sieges, als er sich plötzlich von hinten mit riesiger Gewalt umfaßt und zu Boden geworfen fühlte. Der alte furchtbare Bär nehmlich, war auf das Geheul der Bärinn herbeigeeilt, und suchte nun, zur höchsten Wuth entflammt, den Tod derselben zu rächen; mit seinen Tatzen hielt er den Grafen fest umstrickt, und preßte ihm dergestalt die Brust zusammen, daß ihm das Blut emporquoll und ihm die Sinne fast vergehen wollten. Er hätte der Gewalt des grimmigen Thieres unterliegen müssen, denn das Weib war nicht alsbald aus den Klauen der Bärin befreit, als sie alles andere um sich her vergessend in

die Felsschlucht gesprungen war, um dort ihr weinendes Kind zu suchen, wenn nicht der Ritter von der Weihe, der treue Freund in der Noth, erschienen wäre und den Kampf mit den Bären auf sich gezogen hätte. Er nur war der Spur des Grafen gefolgt, ihm nur war das Heulen der blutdürstigen Thiere das Zeichen der Gefahr seines Freundes gewesen, und ob er gleich seinen Fangstahl auf der Jagd verloren und seinen Wurfspieß bereits verschossen hatte, so stürzte er sich doch muthig und nur mit einem kurzen Dolche in der Hand, auf den furchtbaren Sieger seines ohnmächtigen blutenden Freundes. Der Bär ließ sofort von den Grafen ab und strebte diesen neuen Feind zu umfassen, der Ritter wich ihm auch nicht aus, und so in gegenseitiger Umarmung, Brust an Brust mit dem Unthier, drückte er ihm den Dolch wiederholt in die Ribben, bis der Bär unter gräßlichen Gebrüll verendete. Auch der Graf war wieder zu sich selbst gekommen, und als beide Freunde sich umfaßt hielten, und zwar hart verletzt, aber doch als Sieger die große Gefahr übersahen, der sie entgangen waren,

trat die Mutter aus der Felsspalte mit ihrem wieder gefundenen Kinde, und rief: „Mein Kind lebt noch, ich habe es wieder! Gott hat es auch in der Höhle der Bären erhalten!“ Der Ritter ließ sein Hüfthorn erschallen, die Jagdgefährten versammelten sich alsbald auf der Spitze des Felsen und ersahen mit Erstaunen aus den erlegten gewaltigen Bären die Gefahr ihres Herrn. Der Graf aber hatte nur Augen für die entzückte junge Frau, die ihr Kind an die Brust gelegt hatte, wo es die süße Milch der Mutter mit ihrem Blute vermischt trank, und die kleinen Händchen zitternd nach ihr ausstreckte. Er befahl einem Knechte aus seinem Gefolge, das Weib sicher nach Hause zu begleiten und wollte ihr eine Hand voll Goldstücke schenken. Aber die entzückte Mutter wies das Gold sanft zurück, küßte des Grafen Hand und sagte: „Ich habe nur eine kleine Hütte und nähre mich spärlich mit den Meinen, aber wir sind zufrieden und jetzt, wo mir Gott mein Kind wieder geschenkt, bin ich reich und bedarf keines Goldes!“ — Hiermit eilte sie den Felsen hinab und der Heimath zu, um dort dem kranken Gatten

den wieder gefundenen Liebling zurück zu bringen.“

„Der Ruf dieses merkwürdigen Ereignisses erscholl bald weit und breit, und es fand sich der Abt eines benachbarten Klosters bei dem Grafen ein und sprach: „Ihr habt eine große Gefahr durch Gottes Gnade siegreich bestanden, Herr Graf, erfüllt nunmehr auch Eure Gelübde und errichtet ihm zu Ehren ein würdiges Denkmal an jener Stätte. Der Bau eines Klosters erhebe sich auf dem breiten Gipfel des schauderhaften Felsen, damit fromme Mönche den Herrn unablässig dort preisen mögen, wo er Euch und jener Mutter mit ihrem Kinde nur durch ein Wunder das Leben gerettet hat; der große Wald aber rings umher, welcher bis jetzt die Ungeheuer der Wüste verborgen, werde dadurch geheiligt, daß er dem neuen Kloster als Eigenthum zufalle!“

„Meine Gelübde werde ich erfüllen!“ antwortete der Graf; „aber nicht also, wie Ihr es meint, ehrwürdiger Herr! Gott hat uns zwar aus großer Gefahr dort gerettet, aber nicht durch ein Wunder, sondern vielmehr durch

das, was der allgütige Schöpfer selbst in die Menschenbrust gelegt hat. Vertrauen auf ihn in Noth und in Gefahr, festen Muth, wo es Menschenrettung galt, heilige Mutterliebe und Freundes Treue bis in den Tod, das waren die starken Schilder mit denen er unsere Brust deckte, und deshalb will ich kein Kloster für einsame dem Leben abgeschiednen Mönche, sondern ein stattliches Schloß aufbauen, wo kommende Geschlechter fröhlich wohnen und unter ihnen Muth und Gottvertraun, Liebe und Treue eine Freistatt finden, und die seelige Zufriedenheit mit der jenes Weib mein Gold verschmähte, ihren Altar gründen möge!“ Und hiermit ließ der Graf den beleidigten Abt ziehen, und gab Befehl, auf dem Gipfel des Felsen die Bärenburg zu erbauen. Aber die Meister, denen dieser Bau übertragen wurde, berichteten alsbald, daß sie vergebliche Mühe anwendeten, weil alles das, was sie am Tage erbaut, des Nachts immer wieder zerstört werde; sie verschwiegen auch nicht, daß jedesmal nach der Feierabendstunde im Zwielicht der Nacht und des Tages ein graues Männchen dort erscheine, mit ernster Miene den Bau mustere,

und mit seinem Stäbchen die größten fest auf einander gefügten Steine wie kleine Bälle aus- einander werfe, und versicherten endlich, daß wenn der Graf hier nicht einen Einhalt zu thun wisse, sie von dem Bau abstehen müß- ten! — Und abermals erschien der Abt und verlangte den Bau eines Klosters, denn jene Stelle dort, sagte er, sei von Geistern besessen, die nur dem Wohnsitz der heiligen Mönche und ihren Beschwörungen weichen würden. Aber der Graf haßte das Mönchswesen, und wies den Abt abermals mit der Erklärung zurück, daß es in den Klöstern an bösen Geistern wohl auch nicht fehle, und daß er selbst versuchen wolle, die Geister auf dem Bärenfelsen zu bannen!“

„Und sieben Nächte hat der Graf auf diesem Felsen verwacht, und siebenmal soll er hier mit dem grauen Männlein gesprochen und es end- lich in seiner wahren Gestalt, als ein schönes Elfenkind gesehen haben. Was sie aber hier zusammen verhandelt, ist ein tiefes Geheimniß geblieben, der Bau des Schlosses wurde jedoch aufs neue begonnen, und nicht weiter gestört, nachdem der Graf in dem Grundsteine ein

großes Pergament zwischen zwei Metallplatten mit folgender Inschrift hatte einfügen lassen:

„ „Hier, wo ein Denkmal aufzubaun,
„ „Zu fester Burg der Grundstein liegt,
„ „Hat Mutterlieb und Gottvertraun
„ „Und Freundestreu im Kampf gesiegt;
„ „Vor solcher Tugend festem Muth
„ „Erlag der Ungeheuer Wuth.
„ „Und hier, wo bald in Herrlichkeit
„ „Und Pracht so Zinn als Mauer steht,
„ „Hat seelige Zufriedenheit
„ „Und Armuth einst das Gold verschmäht,
„ „Und höher selbst als Gut und Geld,
„ „Das häuslich stille Glück gestellt.
„ „Drum sei dies Haus nur dem erbaut,
„ „Der immerdar auf Gott vertraut,
„ „Der recht aus reinem Herzen liebt,
„ „Der bis zum Tod die Treue übt;
„ „Drum sei dies Haus fortan geweiht
„ „Nur stillem Glück der Häuslichkeit,
„ „Demüthige Zufriedenheit.
„ „Doch wenn da nichts von diesem allen
„ „Einziehen sollt in diesen Hallen,
„ „So geb ichs frei für Nacht und Tag,
„ „Es wohne drinn, wer will und mag,
„ „Es gelte gleich ob Mensch ob Geist,
„ „So wahr mein Nam' Graf Pilkau heißt!
„ „Doch steh dies Haus in Gottes Hand
„ „Zur Bärenburg werd' es genannt!“ —

„Nachdem man nun auf diese Weise den Grundstein hatte legen lassen, wurde der Bau ungestört vollendet. Es wählte der Herr Graf Max von Pilkau diese Burg sogar selbst zu seinem Aufenthalte und beschloß allhier seine Tage mit seiner geliebten Gemahlin in Ruhe und Frieden zuzubringen. Dies hier war sein Wohnzimmer, wo der Kampf mit dem Bären auf jener Tapete kunstreich dargestellt ist. Aber seine Nachkommen mochten nicht ferner hier wohnen sie zogen hinunter in die heitern Thäler, wo ihre andern Besitzungen lagen und betrachteten diese Burg nur als ein einsames Jagdschloß, das sie je zuweilen mit ihren lustigen Genossen besuchen konnten, um in den großen Wäldern voll edlen Wildes sich mit der Jagd zu vergnügen. Wenn sie dann aber mit ihren Freunden und Gefolge ankamen, dann ging es an ein gar sehr lustiges Leben, dergestalt, daß man oft nicht gewußt, ob es da draußen im Walde oder bei den Banqueten in der Burg hier wilder hergegangen. Doch auch hierbei verblieb es nicht, es wurde bald noch lebendiger in dem Schlosse, und es gab bei Tag und bei Nacht bald keine Ruhe mehr,

denn es fanden sich noch andere Gäste ein, deren Nähe man bald mit Schaudern erkannte, obgleich man sie erst selbst herauf beschworen. — Die lustige Gesellschaft war nehmlich eines Abends von einer besonders glücklichen Jagd zurück gekommen, man saß beim reichlichen Jagdmahle, zechte wacker, ließ viel leichtfertiges Gespräch über die Lippen gehen, und einer der Gäste forderte den damaligen Herrn des Schlosses auf, ihnen die wunderbare Geschichte von dem Kampf mit den Bären zu erzählen, welchen das Schloß seine Entstehung verdanke. Die Gäste erfuhren hierauf die ganze Geschichte, und es blieb ihnen auch nicht verschwiegen, wie das graue Männlein den Bau der Burg habe hindern wollen, bis der Graf Max von Pilkau sich mit ihm darüber verständiget. — Darüber lachten denn die meisten Gäste und meinten spottend: „man hätte dem kleinen Männlein lieber die Ruthe geben sollen!“ Und der Herr Graf, der während des Erzählens schon oft seinen Becher geleert, ließ sich hierauf den allergrößten Pokal reichen, füllte ihn mit Wein bis an den Rand, und sagte lachend: „So will ich denn diesen Hum-

pen auf das Wohl des grauen Männleins leeren; er komme, wenn er es mit mir wagen will! kann er aber nicht wie ein Frosch schwimmen, so mag er in diesem Pokale ersaufen!“ Und hiermit setzte der Herr das ungeheuer große silberne Gefäß an die Lippen. — Aber es wurde ihm mit behender Gewalt plötzlich aus den Händen gedreht, und als er erstaunt aufschaute, stand das graue Männlein vor ihm auf der Tafel, und sprach freundlich: „Ihr habt mich zu Gaste geladen, Herr Graf, so will ich denn auch aus Eurer Hand den Willkommen empfangen!“ Und hiermit setzte es den Becher, der größer war, als es selbst, an den Mund, leerte ihn auf einen Zug, und drückte ihn dann mit seinen kleinen Händen dergestalt zusammen, als ob er aus Papier geformt gewesen wäre!“ —

Der Kastellan hielt in seiner Erzählung hier ein, denn aus dem großen Glasschranke, in der Ecke des Zimmers tönte ein lautes Klingen. „Hören Ew. Gnaden wohl?“ hob er leise wieder an; „die Pokale dort erzählen sich auch von jener Geschichte; sie sind dabei gewesen!“

Der Graf horchte auf und drang in gespannter Erwartung in den Kastellan, seine Erzählung fortzusetzen.

„Ich bin am Ziele gnädiger Herr!“ antwortete dieser; „denn seit jenem Abende sind alle Gäste von dieser Burg verstoben und verflogen, und sollen ihnen vor Grauen die Haare wie Besenreis zu Berge gestanden haben, bis sie die Burg und den Wald hinter sich gesehen. Was aber Ihren hohen Vorfahren selbst hier begegnet, das findet sich in den Actenstücken niedergeschrieben, welche ich Ew. Gnaden schon aus dem hiesigen Archiv zugesendet habe.“

„Dies kenne ich bereits!“ rief der Graf; ich habe es mit Erstaunen, mit Schaudern gelesen. Aber jetzt bin ich selbst hier und frage Dich, Alter: „Ist es in der Burg wirklich nicht geheuer? ist sie wirklich von Geistern bewohnt?“ —

Der Kastellan nickte schweigend. „Hat man keine Versuche gemacht, diese störende Gäste zu bannen? fragte der Graf weiter. —“

Der Kastellan zeigte auf die Löcher in der Tapete. „Hast Du vielleicht das graue Männ-

lein auch gesehen und gesprochen?“ fuhr der Graf leiser fort.

Der Kastellan nickte wieder.

„Nun so berichte denn, was Du von ihm vernommen?“ befahl der Graf.

„Ich darf nicht!“ entgegnete der Kastellan, und legte den Finger auf den Mund.

„Ich aber bin Dein Herr und Gebieter!“ rief der Graf zornig; „ich allein kann Dir befehlen zu sprechen und zu schweigen, und ich will, Du sollst jetzt reden!“

Da fuhr ein bleicher Schein an den Wänden hin, und ein lautes Zischen, wie von hundert Schlangen, tönte durch das Zimmer und schien Schweigen zu gebieten.

Die Freunde sprangen von ihren Sesseln auf; und nachdem der Graf einigemal unruhig im Zimmer auf und abgegangen war, fragte er nicht weiter und befahl blos dem Kastellan, den Tisch abzuräumen und sich zu entfernen, denn er selbst sei ermüdet und wolle sich zur Ruhe begeben.

Der Kastellan gehorchte, und ließ die beiden Freunde allein.

„Wir wollen zu vergessen suchen, was uns der Alte heut erzählte!“ rief der Hauptmann dem Grafen zu, der in düsteres Nachdenken versunken in eines der hohen Fenster getreten war, und in die finstre stürmische Nacht hinaus schaute. „Haben wir uns als Kinder nicht auch oft mit Grauen zu Bette gelegt, wenn uns die Kindermuhme gespenstische Mährchen erzählt hatte! So wollen wir es denn auch heut nehmen und fröhlich glauben, wir wären noch in der Kinderstube!“

„Die Nacht wird uns ja lehren, was wir künftig zu erwarten haben!“ antwortete der Graf; „wir wollen ihr ruhig entgegen gehen. Schlaf wohl!“ — Die beiden Freunde legten sich hierauf, nachdem die silberne Nachtlampe angezündet worden, nur halb entkleidet zu Bette. —

Das laute tiefere Athmen des Hauptmanns verkündete dem Grafen bald, daß sein Freund bereits eingeschlummert sei. Allein auf sein Auge wollte sich kein Schlaf senken. Es war nicht Gespensterfurcht, was ihn wach

erhielt, nein, es war vielmehr der Gedanke, daß die einzige Stätte, die ihm auf der weiten Welt als Eigenthum nun zugehörte, ihm doch keine erfreuliche Heimath, keine Ruhe, keinen stillen Frieden gewähren würde. Denn was er heut nur flüchtig bemerkt, ließ ihn nicht zweifeln, daß Alles was er hierüber gelesen und gehört, wahr sein möge. Er gedachte mit Wehmuth an die holde Schwester des Freundes, die er liebte, und düstre traurige Bilder der Zukunft gingen an seiner Seele vorüber. — Da schlug die Uhr auf dem Schloßthurme die zwölfte Stunde, und als der letzte Schlag verhallt war, blies ein Lufthauch, der durch das Zimmer fuhr, die Nachtlampe aus, und der Graf vernahm die hohen fernen Töne eines Hüfthornes, wie eine Aufforderung zur Jagd, sie wurden alsbald von unzähligen ähnlichen Tönen beantwortet; es schien sich fortan in allen Räumen des Schlosses ein neues Leben zu erheben, in allen Winkeln wurde es rege, und es begann nun wirklich eine förmliche Jagd. Mit Hundegebell und Peitschenknall rauschte es durch das Schloß dahin; Thüren flogen auf und zu; und so

kam es auch an das Zimmer des Grafen. Ein plötzlicher Schein erhellte es, wie mit Tageslicht, die Schilderungen in der alten Tapete wurden lebendig, die Figuren traten daraus hervor und in das Zimmer, und wie die Thüre aufsprang, und die Jäger mit ihrem Gefolge hereinstürzten, standen die Bären aus der Tapete auch schon zum Kampf gerüstet und stießen ein gräßliches Heulen aus, während neben dem Bette des Grafen, wo das Abbild der Felsenhöhle, in welcher die Bären gehaust, auf der Tapete zu sehen war, das klägliche Wimmern eines Kindes ertönte. Aber die Gestalt der Bären stand mit den kleinen niedlichen Figuren der Jäger in gar zu grellem Contrast; denn die letztern waren kaum eine Spanne hoch; sie ritten auf schlanken Pferdchen, noch kleiner, als Kaninchen, und hetzten ihre muthigen Hundchen hinter das Wild her, welches so anzuschauen, als ob eine flüchtige hirschähnliche Ratte von Mäusen verfolgt würde. Die Bäre hingegen waren groß und furchtbar, wie sie auf der Tapete dargestellt worden, und wendeten sich, als ob sie das kleine Jagdgefolge mit Ver-

achtung übersähen, nur gegen die neuen Bewohner des Zimmers zum Kampfe. Der Hauptmann war vom Schlaf aufgefahren, hatte seinen Degen erfaßt, und führte einen gewaltigen Hieb auf den Bären, der ihm entgegen kam; aber die Klinge zerflog in kleine Stücken, als ob sie von Glas gewesen wäre, und der Bär streckte schon seine Krallen gegen ihn aus. Auch der Graf hatte seinen Degen gezogen, aber er gebrauchte ihn nicht zur Vertheidigung gegen diese Gestalten, er stieß ihn mit der Spitze vielmehr mitten in die Diehlen des Zimmers und rief:

„Diese Burg ist von Gott und Rechtswegen mein Eigenthum; und zum Zeichen, daß ich Besitz davon genommen, steckt hier mein ehrlicher Degen mit meinem alten Wappen auf dem Knopfe. Ich habe die Waffen abgelegt, weil ich mit Vertrauen in meine Heimath trat und mich in ihr sicher glaubte; — wer wagt es nun gegen den redlichen wehrlosen Besitzer einen solchen Kampf zu beginnen!“ —

Da erklang das Hüfthorn aufs neue, und das tolle Treiben der Jagd hielt plötz-

lich an. Die Bäre sprangen in die Tapeten zurück, das Wild verlief sich, die Hunde schlichen gehorsam hinter ihre Herren, und nachdem sich der niedliche zahlreiche Jagdzug auf das Gewandteste geordnet hatte, bliesen die kleinen Jäger auf ihren silbernen Jagdhörnchen einige wunderliebliche Fanfarren, die dem Grafen und dem Hauptmann wie süße Wiegenlieder aus der Kindheit klangen, und beide unwiderstehlich in den Schlaf wiegten.

Der Kastellan trat am andern Morgen mit dem Frühstück in das Zimmer und weckte die beiden Freunde, als die Sonne schon hoch stand.

„Guten Morgen Alter!“ rief ihm der Graf entgegen: „sieh, ich habe lange geschlafen; durch Deine gestrige Erzählung erregt, haben mich zwar schwere Träume beunruhigt; glücklicher Weise waren es aber doch nur Träume!“

Der Kastellan antwortete nicht, sondern las still lächelnd die zerbrochnen Stücke der Degenklinge zusammen und fragte endlich: ob der Herr Graf befählen, daß der Degen

in der Diehle des Zimmers hier stecken bleiben solle? —

Da sahen sich die beiden Freunde bedeutungsvoll an, und merkten wohl, daß sie nicht geträumt hatten. Der Kastellan mußte sie nun im ganzen Schlosse umher führen. Es war ein stattliches Gebäude, und schien mit dem Felsen auf dem es stand, wie zusammen gewachsen. Der feste ernste Sinn, der in dem ganzen Gebäude herrschte, paßte so recht eigentlich zu dem Gemüth Wilibald's, und die schöne, alterthümliche, wohlerhaltene Einrichtung des Innern, die romantische Lage, der nahe schattige Wald, voll Wild und Geflügel, erfüllten ihn mit inniger Sehnsucht.

„Ach!“ rief er schmerzlich aus: „diese Stätte wäre wohl schön und ernst genug, um sie zur Heimath des häuslichen Glückes zu wählen, aber wie vermöchte ich die Schauer der Geistererscheinungen auf ein Herz zu legen, das mir theurer ist, als das Meine!“

„Es käme doch auf den Versuch an!“ sprach der Kastellan: „Ew: Gnaden haben doch die erste Nacht so ziemlich gut geschlafen!“

„Deine Nerven, alter Knabe, und auch die meinigen vielleicht ertragen wohl solche Nächte!“ entgegnete der Graf; „aber einem zarten Weibe könnten sie den Tod bringen. Du bist an den Spuck gewöhnt, wie der Müller an das lärmende Klappern seiner Mühle; Dir ist es gleichgültig, ob Du Dein altes Gesicht im Spiegel erblickst — oder —“

Der Graf stockte und wendete sich schnell ab, um das Zimmer zu verlassen; denn eben als er bei den letzten Worten in den großen Pfeilerspiegel schaute, erblickte er nicht sich selbst, sondern die Gestalt des grauen Männleins, welches ihn freundlich grüßte.

Trotz alle dem beschlossen die Freunde, die Burg nicht so schnell wieder zu verlassen; denn sie wollten wo möglich das Geheimniß der Geister näher kennen lernen. Sie vergnügten sich bei Tage mit der Jagd, ließen es sich Abends bei ihrer Rückkehr dann wohlschmecken, und suchten sich geflissentlich in eine heitere Stimmung zu versetzen. — Aber es wollte ihnen doch nicht recht gelingen, denn allenthalben umgab sie das unheimliche geisterartige Walten, hielt sie in steter Anspan-

nung, und ließ sie nicht blos in den Stunden der Mitternacht Zeugen jenes spuckhaften stets veränderten Treibens sein, sondern äußerte auch während des ganzen Tages seine unsichtbare Gewalt auf sie; so daß sie oft selbst das zu thun und zu sprechen genöthigt waren, was eigentlich ganz außer ihrer Weise lag, und daß sie ihr Auge und Ohr oft für verblendet und getäuscht halten mußten, wenn es ihnen ganz fremdartige Dinge vorstellte.

Der Graf ertrug dies endlich nicht länger, er wollte einen entscheidenden Schritt thun, und das graue Männlein, welches ihm bisher blos aus dem Spiegel zugenickt, selbst sprechen. Als daher in der nächsten Mitternacht das Toben aufs neue begann und seinem Zimmer vorüber nach den großem Rittersaale hinzog, wo die Gemählde seiner Vorfahren hingen, eilte er den Geistern dorthin nach, sprang beherzt in das Gewirre unzähliger kleiner Gestalten, und rief mit lauter Stimme:

„Graues Männlein! graues Männlein! wo bist Du? Ich der Herr dieses Schlosses

gebiete Dir vor mir zu erscheinen, denn ich will Dich sprechen!“

Da fuhr mit einem Male ein blaugelber Blitz durch den Saal, die Kerzen auf den Kronleuchtern flammten hell auf, die kleinen Gestalten ordneten sich schnell, und unter dem geharnischten Bilde des Grafen Max von Pilkau, des Erbauers dieser Burg, stand ein Männlein in einem kostbaren grauen Talar von seidener Spinnewebe mit funkelnden Fledermausaugen besetzt, und trug ein goldenes Krönchen auf dem Haupte.

„Was rufst Du mich?“ fragte es mit wohlklingender Stimme. „Was wagst Du Dich einzudrängen und unser Fest zu stören!“

„Ich suche Dich!“ entgegnete der Graf beherzt; „um von Dir selbst Antwort auf meine Frage zu verlangen. Ich bin von Gott und Rechtswegen der Herr dieses Schlosses, ich habe keine andre Heimath, und will mich aus meinem Eigenthume nicht vertreiben lassen. Deshalb sage mir an: Wie lange soll der Spuck, den Du mit Deiner Schaar hier treibst, noch währen? wer giebt Dir ein Recht dazu, den Frieden der schuldlosen Besitzer hier zu

stören? und was verlangst Du, um Dich abzufinden auf immer?“ —

Aber statt aller Antwort, zog der kleine Gnomen-König ein Pergament aus dem Busen und ließ es aufrollen. Auf demselben las man die Worte, welche in den Grundstein gelegt worden, und darunter die eigenhändige Unterschrift des Grafen Max von Pilkau. Er zeigte mit der kleinen Hand auf das Pergament und dann auf das Konterfei des Grafen Max, das über ihm hing, und verschwand. Die Lichter verlöschten im Saale; wie Sturmwind brauste es durch die Flügelthüren hinaus; und Wilibald mußte im Finstern nach seinem Zimmer tappen.

Am andern Morgen erzählte er seinem Freunde was vorgefallen, und ordnete alles zur Abreise an.

„Es ist beschlossen!“ sagte er in sehr ernstem Tone. „Ich will nun einmal alles daran setzen, dieses verrufne Schloß für Menschen wieder zugänglich zu machen, und wenn ich dabei auch ein einsamer freudenloser Mensch bleiben sollte!“

Er erklärte hierauf, daß er seinen Abschied aus den Kriegsdiensten nehmen, und in diese seine Heimath wirklich einziehen werde, und gab dem alten Kastellan die nöthigen Befehle zu seiner baldigen Aufnahme allhier.

So zogen die Freunde jetzt wieder von dannen, aber ihre Stimmung war nicht mehr die heitere wie auf der Hinreise. Besonders düster und in sich versunken blieb Wilibald, und als ihm der Hauptmann vorschlug, diesmal einen Umweg zu machen, um auf dem wenige Meilen abwärts liegenden Gute seiner Eltern einige Tage zuzubringen, wodurch er den Freund zu zerstreuen und aufzuheitern gedachte; antwortete ihm Wilibald:

„Du kommst meinen Wünschen zuvor, ich wollte Dir selbst diesen Vorschlag machen; denn ich habe dort eine sehr ernste heilige Angelegenheit ins Reine zu bringen!“

Der Hauptmann glaubte den Freund zu verstehen, er kannte ja dessen Liebe zu seiner Schwester, der schönen Sara, und meinte, er werde jetzt, da er Herr seines Vermögens geworden, um Saras Hand werben wollen, deren Herz auch längst dem Grafen in stiller

Neigung zugewendet war. Allein vor Wilibald's Seele stand ein anderer Entschluß; denn kaum waren sie auf dem Gute angekommen und mit herzlicher Freude empfangen worden, als er sich eine Unterhaltung mit den Eltern seines Freundes erbat.

„Ich bin bisher mit einem Herzen voll Freude und Seeligkeit in dieses Haus getreten!" sprach er mit weicher Stimme zu dem greisen Vater seines Freundes und dessen ehrwürdiger Gemahlin; „denn ich fand alles hier vereint, was nur die Wünsche und Hoffnungen meiner Seele erfüllen konnte. Der Sohn dieses Hauses ist mein liebster Freund, in dem Umgang mit ihm habe ich die wahre Freundschaft erst kennen gelernt. Sie beide galten mir für das Muster vortreflicher Eltern, in treuer Verehrung war ich Ihnen zugethan, und ich wagte die Hoffnung, daß Sie mich einst Sohn nennen würden: denn auch die Liebe war hier in meinem Herzen erwacht. Was ich für Ihre holde liebliche Tochter fühle, ist Ihnen allen kein Geheimniß geblieben; zwar habe ich bescheiden geschwiegen, aber mein offnes Wesen konnte doch ein Gefühl nicht vor Ihnen ver-

bergen, was mich nur immer besser und reiner unter Ihre Augen treten ließ. Ich wagte jedoch nicht eher eine nähere Erklärung, bis ich meiner künftigen Gattin eine selbstständige sorgenfreie Lage anbieten könnte, und wartete deshalb mit Sehnsucht auf die Rückkehr meines Bruders, um endlich das Testament meines würdigen Vaters zu eröffnen. Jetzt weiß ich, was mir gehört, jetzt habe ich mein Eigenthum, meine künftige Heimath gesehen, aber sie paßt nicht für das Glück und den Frieden eines Wesens, das mir mehr gilt, als mein Leben. Ich habe allen meinen schönsten Plänen für die Zukunft, allen meinen liebsten Wünschen Lebewohl gesagt, und komme nun, wie es sich für einen redlichen Mann gebührt, Ihnen dies offen zu gestehen, und mit bangem Herzen von Ihnen Allen Abschied zu nehmen, mein Leben einsam zu führen, und meine Ruhe und mein Glück in einem wunderbaren Kampfe aufs Spiel zu setzen!"

Die ehrwürdigen Eltern, denen der Graf sehr werth geworden war, verlangten mit Theilnahme näheren Aufschluß hierüber; aber Wilibald war zu tief erschüttert, und wies

sie deshalb an ihren Sohn, welcher denn auch dasjenige, was er auf der Bärenburg erfahren, ausführlich und getreu berichtete.

Alle fühlten sich hierbei von Grauen und Entsetzen ergriffen, nur Sara blieb ruhiger, sie ließ sich vom Bruder mehrmals das Erzählte wiederholen, und als die Eltern mit Theilnahme sich zu ihr wandten, und nicht verbargen, daß sie den Grafen gern ihren Sohn genannt haben würden, der nun einsam sein Leben vertrauern müsse, sank sie ihnen mit dem kindlichen Geständniß an die Brust, daß auch sie den Grafen von Herzen liebe, und daß sie entschossen sein würde, ihm ihre Hand zu reichen, selbst wenn er sie als Hausfrau auf die finstre Bärenbnrg einführen wolle: denn sie fürchte jene Geister nicht; und da diese schon Achtung vor ihm bezeigt, würden sie ein gutes Weib vielleicht noch schonender behandeln! — Die Eltern erstaunten über den Muth ihrer Tochter, der Bruder aber flog mit diesem zarten Bekenntniß zum Freunde, und als dieser nun selbst sich der holden Jungfrau genaht und die tiefe kräftige aller Entsagung fähige Liebe des jungen Mannes und

die zartere aber fast noch mutherfülltere der Jungfrau sich gegenseitig verständigt hatte, legten die Eltern, trotz mancher bangen Zweifel, endlich doch die Hände der Liebenden in einander, und es wurde, nachdem der Graf den Abschied vom Könige erhalten, die fröhliche Hochzeit gefeiert.

Nur in einem einzigen Reisewagen, ohne alle weitere Begleitung langte der Graf mit seiner jungen Gemahlin auf der Bärenburg an. Der alte Kastellan fand nicht Worte genug seine Freude zu bezeugen, und führte die junge Gräfin in die Zimmer, welche einst vor mehreren hundert Jahren für die Gemahlin des Grafen Max von Pilkau eingerichtet und von ihr bewohnt worden waren. Sara erstaunte über die alterthümliche völlig wohl erhaltene Pracht der innern Einrichtung. Sie öffnete die hohen Nußbaum-Schränke, die noch manches Andenken aus den längst entflohnen Zeiten enthielten; sie setzte sich auf den Sessel, auf welchem die Ahnfrau einst vor ihrer Stickerei gesessen; sie ergötzte sich an der romantisch-wilden Aussicht, die sie aus ihren Fenstern überschauen konnte, und im erhebenden

Gefühle der ernsten heiligen Pflichten, die sie jetzt hier übernommen, suchte sie alles Störende zu vergessen, und nahm von alle dem, was ihr als Hausfrau zukam, friedlichen Besitz. Sie ließ sich in Küche und Keller und Vorrahskammern herumführen; sie ordnete mit kluger Ueberlegung den künftigen Gang ihrer häuslichen Einrichtung an; und antwortete dem alten Kastellan, als er besorgt gegen einiges, was mit den einmal hier obwaltenden Verhältnissen nicht recht verträglich sein werde, Einwendungen machen wollte: daß sie nur das Verhältniß, in welches sie als Gattin und Hausfrau getreten, vor Augen haben dürfe, und daß sie Gott gewiß in redlicher Erfüllung ihrer Pflichten schützen werde.

Auch Wilibald hatte das Seinige als Hausherr besorgt; auch seine festen Einrichtungen waren getroffen und er führte nun, seine geliebte Sara durch die übrigen Zimmer des Schlosses. Alles sprach sie hier traulich und heimisch an, das Herz schlug immer freier, und sie schmiegte sich mit den freundlichen Worten an die Brust ihres Gatten:

„Zweifle Du nicht, wir werden hier glück-
„lich sein!

Und als sie endlich in den großen Rittersaal kamen, und er ihr das Bild seines Ahnherrn des Grafen Max zeigte, unter welchem ihm das graue Männlein erschienen war, betrachtete sie lange die edlen Züge, und hob endlich die gefalteten Hände zu dem Bilde auf, indem sie sagte:

„Du ehrwürdiger Stammvater hast dies
„Haus gewiß nur für Deine Kinder und
„nicht für spuckhafte Geister aufgebaut.
„Sieh, ich bin nun auch Deine Tochter,
„und nur Dein guter Geist soll mich hier
„umschweben!“

So gestärkt und ermuthigt im Innern sah das junge Paar den Abend nahen, und da sich nichts unheimliches im Schlosse regte, gingen sie, nachdem sie andächtig gebetet, ruhig zu Bette, und schliefen friedlich ein. Aber kaum hatte die Stunde der Mitternacht geschlagen, als es wieder lebendig ward im Schlosse; statt des frühern Lärmens und Tobens vernahm man jedoch nur eine sanfte Musik, die durch die gewölbten Gänge zu dem Schlafgemach

hinzog, als hauchte der Abendwind durch die Saiten vieler Aeolsharfen. Der Graf, der doch mit einiger Bangigkeit die Ereignisse dieser Nacht erwartet hatte, war längst schon wach, und hörte wie die wunderbar herrlichen Klänge allmählig lauter wurden und näher kamen. Sara hingegen athmete immer tiefer im Schlafe auf, als ob die Töne sie nur fester und fester einwiegten. Endlich öffneten sich die Thüren des Schlafgemaches, ein durchdringender Glanz erhellte dasselbe, die Musik tönte fort, und bald wurden die schweren seidenen Vorhänge von Sara's Bette auseinander geschlagen. Das graue Männlein stand vor dem Bette, die Arme über die Brust geschlagen; und hatte seine klaren durchdringenden Blicke ruhig und fest auf Sara geheftet, die wie ein Engel der Unschuld sanft fortschlummerte, und nicht ahnte, was um sie her vorging. Nachdem es lange unbeweglich so gestanden, schüttelte es bedenklich das Haupt, hob dann den kleinen Finger drohend in die Höhe, und wendete sich hierauf schnell ab. Die Vorhänge des Bettes wurden leise wieder zugezogen, das helle Licht im Schlafzimmer ver-

losch, die Musik entfernte sich nach und nach, und bald herrschte wieder ringsumher die tiefe Stille der Nacht. —

Sara erwachte mit seeligem Gefühle am andern Morgen; sie hatte ja ungestört und sanft geschlafen; kein Geisterspuck hatte sie aufgeschreckt; mit ihrem Eintritt in die Burg schien alles Grauenhafte verschwunden; und sie eilte nun mit fröhlichem Muthe, ihre Pflichten als Hausfrau zu erfüllen. Wilibald verschwieg ihr, was er gesehen; aber mit dem alten Kastellan ging er hinaus in den Wald, und entdeckte ihm dort alles.

„Freuen Sich Ew. Gnaden nicht zu frühzeitig!“ sagte der vorsichtige Alte; „und glauben Sie nicht, bereits gesiegt zu haben. Den Geistern ist nicht entgangen, daß auf die gewöhnliche Weise mit Toben und Lärmen bei Ihnen nichts auszurichten sei: denn Graf Wilibald kennt keine Furcht, er hat sich schon bei seinem ersten Erscheinen hier so mannhaft benommen, daß die Geister selbst darüber erstaunt sind. Aber sie werden sich nicht so leicht vertreiben lassen, und, wie

ich fürchte, von jetzt an, einen unsichtbaren, aber noch gewaltigern Kampf beginnen!“

Es schien auch fast, als ob der alte Kastellan nicht Unrecht hätte; denn trotz der scheinbaren Ruhe, die jetzt im Schlosse herrschte, ereignete sich doch Manches, was den Frieden des jungen Paares wohl hätte stören können. Wilibald und Sara hatten beschlossen still und abgezogen auf ihrer Burg zu leben, und nur in der Verwaltung ihres Besitzthums, in der Sorge für ihre Unterthanen ihren Beruf, und im Umgange mit sich selbst und der Natur ihre Welt zu finden. Es geschah daher oft, daß Wilibald sich schon bei früher Tageszeit zu Pferde setzte und in den Forst ritt, um dort Anordnungen zu treffen, oder, daß er die zur Bärenburg gehörenden Dörfer besuchte, um dort die Pächter seiner Vorwerke, seine Unterthanen, ihre Gesinnungen, ihren Fleiß, und ihre Vermögensumstände näher kennen zu lernen; und selbst zu sehen, wo freundlicher Rath und Hülfe, wo ernstere Anordnungen nöthig wären. Sara ging dann auch rüstigen Muthes an ihre häuslichen Geschäfte; wenn sie

diese aber besorgt hatte, und sie sich nun auf ihrem Zimmer einsam mit weiblicher Arbeit beschäftigte; wenn sie unzählige Male und doch vergeblich auf den Weg hinaus schaute, den der ersehnte Gatte kommen mußte, und dieser oft länger ausblieb, als sie gewünscht und erwartet hatte, dann war es, als flü- stere ihr eine Stimme zu:

„Er hat Dich über andere Geschäfte
„vergessen; Du bist ihm nicht das Liebste
„auf der Welt, sonst könnte er Dich so
„lange nicht allein lassen; er ist lieber
„draußen unter andern Menschen, als
„bei Dir in der einsamen Burg!“

Und es entstand durch solche Gedanken wohl der Vorsatz, dem Gatten diese Vernachlässigung fühlen zu lassen, ihm Vorwürfe zu machen, oder ihn kälter zu empfangen. Wenn aber endlich der Rappe um die Waldecke bog, und Wilibald von ferne schon mit dem Tuche wehte, dann war plötzlich alles vergessen: dann eilte sie dem Geliebten mit noch größe- rer Innigkeit entgegen, hörte von ihm, was er alles gethan, wie er gesorgt hatte, wie endlich der Rappe angestrengt worden war,

ihn im Fluge zu ihr zurück zu tragen, und bat ihm im Stillen alle das Unrecht ab, was sie ihm in Gedanken gethan. — Sie führte ihn zu dem kleinen Tisch, der nur für ihn und für sie gedeckt war, sie ließ die von ihr selbst bereiteten einfachen Speisen auftragen, und sah besorgt auf ihn, ob sie ihm auch munden würden? Aber zu Wilibald's Ohr sprach eine geheime Stimme:

„Bist du nicht an bessere Kost gewöhnt!
„Sollen dir von jetzt an so schmale Bis-
„sen zugemessen werden, die überdieß
„noch Deine unkundige Frau durch ihre
„Kochversuche fast verdorben hat!“ ——
„Laß Dir das nicht gefallen und weise
„sie darüber zurecht!“

Er kostete nur, stippte im Essen herum und fragte endlich: ob Sara heut' etwa selbst die Küche besorgt habe?“ —

Sara schlug die Augen nieder und bejahte es.

„Ich vermochte Dir heut nichts Besseres
„vorzusetzen;“ fügte sie sanft hinzu.
„Du hast mir ja Einfachheit anempfoh-
„len; auch konnte ich die alte Kastella-

„lanin, die wohl besser kocht, als ich, heut'
„nicht zu Rathe ziehen; denn sie liegt
„krank danieder; aber künftighin will
„ich ja gern — —"

„Nein, Nein, meine Sara!" rief Wilibald, der von der ihm zuflüsternden Stimme nichts mehr hörte, seit er sah, wie seine Frage ein hohes Roth auf die schönen Wangen seiner bangen Gattin getrieben. „Nein, das Essen hier ist gut, sehr gut, und eben weil Du es zubereitet hast, soll es mir trefflich schmecken!" Und so war es denn auch; denn die Liebe zu Sara und der Gedanke, wie treu sie ihre Pflichten erfüllte, und er dennoch im Begriff gestanden, sie zu kränken, würzte ihm von jetzt an doppelt die einfachen Speisen, und stellte ihn immer zufrieden beim frugalen Mahle.

Bei dem einsamen nur auf sich beschränkten Leben wechselten sie oft ihre Gedanken und Wünsche treuherzig gegen einander aus. Es konnte aber hierbei nicht fehlen, daß sie bisweilen verschiedner Meinung waren, und daß sie sich besonders in den künftig zu treffenden häuslichen Einrichtungen nicht immer

gleich verständigen konnten, zumal da die ausgedehntern Lebensansichten des Mannes von dem einfachen Erfahrungskreise des Weibes oft zu verschieden zu sein pflegen. Wenn denn nun jedes seine Meinung mit Gründen zu unterstützen suchte, ehe es sie aufgab; so flüsterte wieder eine äußere Stimme dem Gatten ins Ohr:

„Sieh doch, wie streitsüchtig Dein Weib „ist, wie ihr der Eigensinn im Auge „wohnt. Nur ihr Wille soll gelten, sie „will die Herrschaft im Hause führen, „der Mann soll gehorchen müssen. Aber „gleich den ersten Versuchen mußt Du „Dich mit Ernst entgegen stellen, mußt „den Eigensinn brechen, und wenn sie „ein Paar Tage deshalb weinen sollte, „die schönen Augen werden nicht gleich „vergehen!“

Und der Gattin flüsterte auch wieder eine Stimme ins Ohr:

„Hast Du Deinen Gatten Dir wohl so „beharrlich, und so aufbrausend gedacht, „als Du ihn Dir wähltest! Sieh doch, „wie sein Auge von verhaltenem Zorn

„blitzt! Er will der Herr, Du sollst die
„Sclavin sein. Aber Du hast hier die-
„selben Rechte, wie er; gieb ihm nicht
„nach; schmolle, weine, und versuche, ob
„er Dich wirklich liebt!

Und in beider Seelen wollte ein bitteres Un-
kraut aufschießen, und Wilibald sah nach
dem Eigensinn in Sara's, und Sara nach
dem Zorn in Wilibald's Auge; aber wie
sie sich anschauten, und in dem Spiegel des
Auges ihr Bild gegenseitig erblickten, schlangen
sie versöhnt die Arme um einander; und Wili-
bald sagte:

„Nicht wahr, Sara, Du beharrst nicht
aus weibischem Eigensinn auf Deiner Meinung!"

Und Sara sprach:

„Nicht wahr, Wilibald, Du bist nicht
zornig auf mich, daß auch ich meine Mei-
nung vertheidigte! Du willst nicht blos den
Herrn spielen und nur immer Recht behalten?"

Beide erschraken über die Gedanken, die
durch ihre Seele gegangen waren; sie einigten
sich schnell über den streitigen Punkt, waren
fortan einander mit noch zarterer Liebe erge-
ben, und suchten nun gegenseitig ihren leise-

sten Wünschen zuvorzukommen, ohne immer die eigne Meinung geltend machen zu wollen.

Jetzt kam der Herbst heran und mit ihm die fröhliche Zeit der Jagd. Wilibald konnte nicht umhin, in seinen wildreichen Waldungen, mehrere Jagden anzustellen, und die Nachbaren auch zu diesen Vergnügungen einzuladen. Wenn nun die Jagd den ganzen Tag gedauert hatte, wurde sie mit einem fröhlichen Mahle auf der Bärenburg beschlossen. Sara empfing die Gäste dann mit holder Freundlichkeit. Sie hatte alles auf das Beste geordnet. Die Tafel war mit einfachen aber schmackhaften Speisen besetzt, und trefflicher Wein füllte die Gläser der Gäste. Wie aber die Unterhaltung lebendiger und durch den Wein die Stimmung der Tischgesellschaft erhöhter wurde, wuchs auch die Lust zum Trinken. Wilibald ließ immer neuen bessern Wein auftragen und nöthigte die Gäste auf das Dringendste, den alten Flaschen tapfer zuzusprechen. Es war ihm als flüsterte ihm eine Stimme zu:

„Der Wein erfreut das Menschen Herz;
„und solche Festtage kommen nur selten.
„Drum trinke, Bruder, trinke! Erhöhe

„dadurch die Lust der Stunden, und
„mache Dir einen guten Tag. Deine
„Gäste dürfen auch nicht eher von Dir
„gehen, bis sie nicht voll sind. Laß Dir
„den größten Pokal reichen, und bringe
„ihn den Gästen zu. Du selbst kannst
„wohl viel vertragen, aber sie werden
„an ihm genug haben, und werden fallen,
„daß es eine Lust sein wird!“

Und Wilibald ließ sich den großen Pocal reichen, füllte ihn unter dem Jauchzen der Uebrigen bis zum Rande, und wollte ihn nun auf das Wohl seiner Hausfrau leeren. — Sara hingegen betrachtete schon lange mit Widerwillen dies Trinkgelag, und besonders die immer steigende Begierde ihres Gatten, zumal auch ihr eine Stimme zu flüsterte:

„Fühlst Du Dich nicht beleidigt, durch
„das rücksichtlose Benehmen der Männer,
„das Dich zur Zeuginn ihrer Unmäßig-
„keit macht! Ist nicht Dein Gatte der
„Ausgelassenste von Allen! Strafe ihn
„dafür, und verlaß das Mahl mit einem
„verachtenden Blick, der ihn vor Allen
„beschämt!“

Und Sara rückte schon den Stuhl; aber ihr liebendes Herz dachte schnell: „Du sollst Deinen Gatten vor Andern wohl niemals demüthigen und ihn am allerwenigsten verlassen wollen, wenn ihm die Versuchung nahe steht!“ Sie blieb daher ruhig, und schaute nur mit banger Liebe nach ihm hin. Wilibald gewahrte die sanften schmerzlichen Blicke, die ihm wohl sagten, wie sehr die Stimmung der Tischgesellschaft Sara's Inneres verletze! Ja, es ward ihm plötzlich, als stehe das graue Männlein auch vor ihm, und wolle ihm den Becher aus der Hand nehmen; wie es in diesem Saale einen seiner Vorfahren geschehen; und er ließ auf der Stelle den gefüllten Pocal, als geschähe es von ungefähr, aus Liebe zu Sara mit Absicht fallen, so daß er in Stücken zerschmetterte, und das Klirren der Glasscherben wie ein Schrei durch den Saal tönte. Nach diesem Unglücksfall wurde die Tafel aufgehoben; freundlich brachte Sara nun selbst dem Gatten die Pfeiffe mit Knaster gefüllt, die er nach Tische so gern zu rauchen pflegte; und die fröhlichen Gäste priesen den Grafen glücklich, wegen seines freundlichen trefflichen Weibes.

Wilibald war, wie wir bereits gehört, Cavallerie-Officier gewesen; der Besitz schöner Pferde hatte für ihn stets einen besondern Werth gehabt; und auch jetzt noch fand er seine größte Freude daran, vor dem Wagen seiner Sara ein Paar stattliche Rosse zu sehen, oder sich selbst auf seinen muthigen Rappen zu schwingen. Desto härter traf ihn der unvermuthete Verlust derselben. Eine Feuersbrunst, die plötzlich bei Nacht in den Stallgebäuden ausbrach, und sogar einen Flügel des Schlosses mit erfaßte, griff so gewaltig um sich, daß auch die Pferde nicht einmal gerettet werden konnten, sondern sämmtlich in den Flammen ihren Tod fanden. Nur im Schlosse vermochte man das Feuer erst zu dämpfen; aber es hatte auch hier manche Verwüstungen angerichtet, besonders war das Garderoben-Zimmer der jungen Gräfin völlig ausgebrannt, und fast alle ihre Kleidungsstücke verloren gegangen.

Wilibald war außer Fassung; ihn schmerzte nicht allein und vorzüglich der Verlust seiner schönen Pferde, sondern mehr noch war ihm der Gedanke niederschlagend, daß er jetzt keine Mittel besitze, wiederum andere an-

kaufen zu können. Die niedergebrannten Stallgebäude mußten vor allen Dingen wieder aufgebaut und das Schloß wieder hergestellt werden. Die Pächter hatten im Laufe dieses Jahres viele Unglücksfälle erlebt, so daß ihnen bedeutende Zahlungen hatten erlassen werden müssen; anderes Vermögen als die Einkünfte dieser Burg, besaß Wilibald nicht. Und sollte er nicht jeden etwa erübrigten Groschen dazu anwenden, seiner Sara wieder zu ersetzen, was sie verloren hatte, um auch sie zufrieden zu stellen, und sie wieder so standesmäßig und reizend geschmückt zu sehen, wie sonst! In höchst niedergeschlagener Stimmung saß er am andern Morgen in seinem Zimmer und schaute aus dem Fenster traurig auf die Brandstätte hin. Es war ein Sonntag, und schon vernahm man aus dem nächsten Dorfe, wo die Kirche stand, das Läuten der Glocken. Eine Stimme flüsterte ihm zu:

„Du kannst nun nicht mehr den Wagen „anspannen lassen, um, wie Du es sonst „pflegtest, mit Deiner Gattin in die „Kirche zu fahren; ihre schönen Sonn„tagskleider sind auch verbrannt; hast

„Du wohl gehört, wie sie gestern Abend
„unter leisem Weinen einschlief! Mit Thrä-
„nen wird sie heut wieder erwachen! Denn
„sie kann sich nicht mehr als Gräfin
„zeigen, während Deine Nachbaren in
„stattlichen Equipagen daher fahren!“
Wilibald hätte vergehen mögen; Miß-
muth und Unzufriedenheit wurden in seiner
Seele wach.

Da trat Sara zu ihm ins Zimmer in
einem bunten Leinewandkleide, das wegen seiner
netten Einfachheit ihr nur um desto reizender
stand, einen Strohhut auf ihren blonden
Locken, einen Sonnenschirm in der Hand, und
fragte ihn: „ob es denn nicht bald Zeit sei, die
Kirche zu besuchen?“

„Hast Du vergessen, Herzens-Weib, daß
„meine schönen Pferde verbrannt sind!“
„rief Wilibald schmerzlich. „Ach, ich
„kann ja fortan nicht mehr mit Dir in
„die Kirche fahren!“

„Aber doch gehen!“ entgegnete Sara
freundlich. „Tausende gehen zu Fuße nach
der Kirche, warum sollten wir es nicht auch
können!“ „Und hast Du nicht alle Deine guten

Kleider verloren!“ fuhr Wilibald fort: „Willst Du in diesem Leinewandanzuge Dich unter die geputzten Kirchengänger stellen und Dich bespotten lassen!“ —

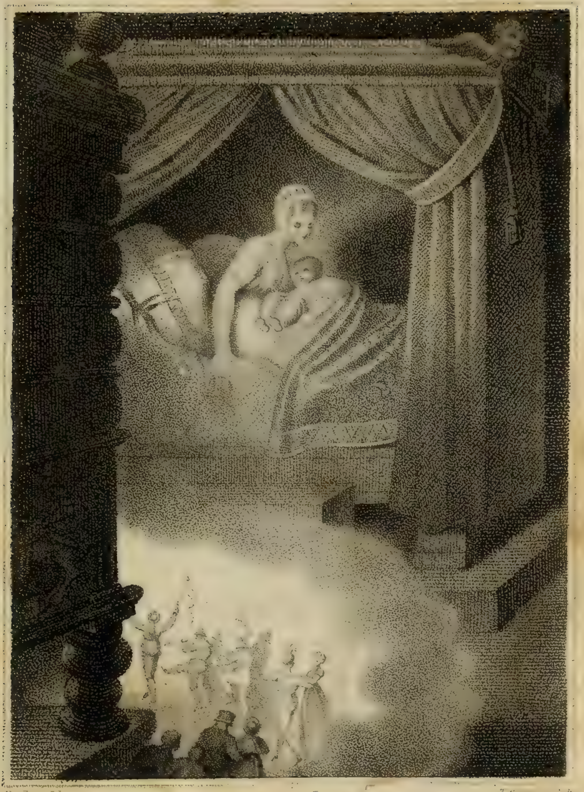
„Es ist dies jetzt mein bestes Kleid; die übrigen habe ich nicht durch meine Schuld verloren!“ entgegnete Sara. „Warum sollte ich mich schämen in diesem zwar ärmlichen, aber doch anständigen Anzuge mich in dem Gotteshause einzufinden! Ich habe auch die bessern Kleider nicht mit Stolz getragen, darum wird mich kein Spott treffen. Laß uns den Verlust des Entbehrlichen nicht zu sehr betrauern, mein geliebter Mann, sondern Gott danken, daß wir noch gesund sind, daß wir uns lieben, und laß demüthige Zufriedenheit nicht aus unseren Herzen weichen!“

Beschämt über seine Kleinmuth, erhoben durch seines Weibes Geistesstärke, sprang Wilibald auf, kleidete sich an und ging zu Fuße mit Sara getrost in die Kirche. Ueberall begegneten ihnen freundliche theilnehmende Blicke, überall standen die Landleute ehrerbietig am Wege, und sahen ihre liebe Herrschaft mit ihnen zur Kirche wandeln; es wurde man-

cher herzliche Gruß, manches trauliche tröstende Wort mit den Vorübergehenden gewechselt; und als sie eine recht erbauliche Predigt über das Vertrauen auf Gott gehört, und innig gebetet hatten, gingen sie froher und zufriedener nach Hause zurück, als sie sonst wohl gefahren waren.

So lebte Wilibald und Sara trotz der geheimen Stimmen die ihnen Böses zuflüstern wollten, trotz mancher Prüfung und Anfechtung, die sie zu bestehen hatten, trotz der immer größern Einschränkungen, die wiederholte Verluste herbeiführten, dennoch glücklich in treuer Liebe und inniger Zufriedenheit, und wurden von allen Bekannten verehrt, und von ihren Unterthanen fast angebetet.

Zwei Jahre waren so verflossen, da erhöhte sich das stille Glück des jungen Paares noch dadurch, daß Sara Mutter wurde, und ihren Gatten einen gesunden Knaben gebar. Auch hier war sie so voller Liebe, so treu in Erfüllung ihrer Mutterpflichten, daß sie oft selbst bei Nacht aufstand, und, wenn die alte Wärterinn durch das Weinen des Kindes nicht geweckt wurde, sich selbst den Knaben aus



Ramberg del. J. Cousins sculp.



der Wiege holte, um ihn an die Mutterbrust zu legen. So that sie es denn auch einmal in einer Nacht, als eben die Schloßuhr die zwölfte Stunde schlug. Der Sturmwind tobte draußen an den Fenstern, die Nachtlampe flakkerte matt, Sara war im Anschauen ihres Säuglings versunken, der lächelnd und halb im Schlafe die süße Kost einsog, und erbat mit frommen Sinn Gottes Seegen ihrem Kinde, das morgen getauft werden sollte. Da fing eine leise schöne Musik an zu tönen, als sei es ein Wiegenlied, und als Sara aufschaute, stand das graue Männlein vor ihrem Bette, grüßte sie gar freundlich, und sprach zu ihr folgende Worte:

„Erschrick nicht vor mir, Du holde treue Mutter! ich muß mich Dir selbst noch einmal zeigen, denn ich komme um Frieden mit Dir zu schließen. Ich bin der Gnomen-König und dieser Felsen wurde seit Jahrtausenden schon von mir und meinem Volke bewohnt. Euer Ahnherr wollte diese Burg aber einer That zum Denkmal erbauen, von der ich selbst Zeuge war, und der ich meine Bewunderung nicht versagen konnte; ich erlaubte es ihm endlich auch aus

Achtung vor den menschlichen Tugenden, deren mächtiges Walten ich damals hier zuerst erblickte, und unsere Uebereinkunft ging dahin: daß, so lange die Tugenden, denen diese Burg geweiht sein sollte, die Bewohner derselben beseelen würde, ich ihnen die Wohnung hier ruhig und ungestört überlassen wolle; daß ich sie aber sofort für mich in Beschlag nehmen würde, sobald jene Tugenden darin nicht mehr einheimisch wären. Seit Jahrhunderten ist sie nun schon wieder in meinem Besitz, und daß ich alle mir zu Gebote stehende Macht angewendet, um die kecken leichtsinnigen Nachkommen des alten Grafen, die mich mit menschlichen Waffen zu vertreiben gedachten, zu erschrecken und zu züchtigen; ja, daß ich selbst auch Euch gar hart und schwer geprüft und versucht habe, das kannst Du mir nicht verdenken: denn nur Einer mag Herr dieser Burg sein, und das Pergament, von Deinem Ahnherrn unterzeichnet, setzte jenen Verein hoher Tugenden, oder mich dazu ein. Du und Dein Gatte, Ihr habt die Prüfung jedoch bestanden; Liebe und Treue, Häuslichkeit und Zufriedenheit, fester Muth und Vertrauen

auf Gott, wohnen unwandelbar in Eurer Brust; Ihr seid würdige Nachkommen meines Freundes, Eures alten Ahnherrn; und weil ich ihm mein Wort gegeben, so überlasse ich Euch fortan dies Schloß, und ziehe von dannen. Aber Lebewohl mußte ich Dir noch sagen, denn Du eigentlich hast jene hier längst vermißten Tugenden wieder in dies Haus eingeführt; und wenn Du mich auch hierdurch vertreibst, kann ich Dir doch mein Wohlwollen und meine Achtung nicht versagen. Erlaube, daß wir jetzt in Deinem Zimmer und unter Deinen Augen noch unser Abschiedsfest beginnen, damit Du daran Theil nehmen mögest!“

Sara war tief gerührt, daß ihr endlich das schwere Werk gelungen sei; große Tropfen perlten ihr die schönen Wangen hinab, und da vor den freundlichen Worten des Gnomen-Königs alle Geisterfurcht aus ihrer Seele entschwunden war, gab sie gern die Erlaubniß zu ihrem Feste.

Kaum hatte hierauf der Gnomen-König gewinkt, als sein fröhliches Völkchen unter

Musik und Tanz ins Zimmer gezogen kam; hier eine Menge kleiner Tafeln aufschlug; sie mit wunderbaren Gerichten auf silbernem Geschirr besetzte und dann fröhlich an denselben Platz nahm, um es sich wohlschmecken zu lassen. Sara wurde hierbei auch nicht vergessen, sondern von der kleinen Gesellschaft mit verschiedenen Speisen versehen. Der eine brachte ihr ein weichgesottenes Lybellen-Ei, der andere einige Tropfen Lindenblüthen-Honig, ein dritter ein gebratenes Rosen-Käferlein, ein vierter köstliches Gebäck von Hyazinthen-Blüthenstaub. Auch aus den kleinen Becher mußte sie nippen, aus welchen theils Rosen- und Veilchenthau, theils Orangen-Blüthenöl getrunken wurde. Ob Sara nun gleich die kleinen Portionen dieser Speisen und die wenigen Tropfen des Getränkes kaum auf der Zunge gewahr wurde; so bemerkte sie doch bald, daß sie eine besonders stärkende Kraft ausübten: denn ihr ward im Augenblick des Genusses außerordentlich wohl und leicht zu Muthe, und sie fühlte sich auf der Stelle wieder im vollen Besitz ihrer früher noch nicht wieder hergestellt gewesenen Kräfte.

Endlich hob der König die Tafel auf, und näherte sich dem Wochenbette, indem er der jungen Mutter ein silberne Schüssel mit drei kleinen Brodchen überreichte.

„Du sollst ein Andenken von mir behalten!“ sprach er: „nimm diese drei Brodchen, und hebe sie sorgsam auf. So lange sie Eurer Familie nicht verloren gehen, wird Glück und Friede ihnen zur Seite stehen!“ Sara empfing das Geschenk, und während sie herzliche Worte des Dankes sagte, reichte sie in treuer Mutterliebe dem Gnomen-König ihr Kind mit der Bitte: daß auch er es seegnen möge zu einem besonders glücklichen Leben. Der Gnomen-König schob es mit den Worten sanft zurück: „Jetzt nicht, morgen aber!“ Und hiermit neigte sich der König und sein Volk ehrerbietig vor der Wöchnerinn, und während eine wunderherrliche Musik ertönte und Mutter und Kind sanft in den Schlaf wiegte, verließen die Gnomen das Zimmer und das Schloß.

Sara würde am andern Morgen diese Erscheinung nur für einen schönen Traum gehalten haben, wenn sie nicht das silberne Schüs-

selchen mit den drei Brodchen vor sich stehend gefunden hätte. Sie faltete ihre Hände dankend zu Gott, daß er ihr bei den vielen Prüfungen Kraft verliehen, und eilte dann zu ihrem Gatten.

Welches Entzücken erfüllte diesen, als er ein geliebtes Weib, das die Wochenstube bisher noch nicht verlassen, kräftig und blühend, wie sonst, jetzt zu sich ins Zimmer treten sah, als sie ihm den Vorgang der Nacht erzählte; und ihm als Beweis die Schüssel mit den Broden überreichte.

Die Stunde, in welcher der Knabe getauft werden sollte, erschien; die eingeladenen Gäste hatten sich bereits versammelt, und der Geistliche wollte eben die heilige Handlung verrichten, als noch ein prachtvoller Wagen mit vier schnaubenden Rappenhengsten durchs Burgthor in den Hof gejagt kam; Bediente rissen den Schlag auf, und bald trat ein schöner stattlicher Mann in den Saal, der zwar sehr kostbar, jedoch nur in Grau gekleidet war. Er grüßte die Gesellschaft mit feinem Anstande, nahte sich dann dem jungen Eltern-Paare und flüsterte ihnen zu:

„Ihr seht, ich halte, was ich gestern Nacht
„versprochen!“

Worauf er sich ruhig in den Kreis der übrigen Gevattern stellte. Alle staunten den fremden vornehmen Mann an, Wilibald und Sara ahnten aber wohl, daß er der Gnomen-König sei; und als nun das Kind getauft wurde, legte er ihm auch die Hand zum Seegen auf, und als man es der Mutter wieder in die Arme gelegt, nahte er sich ihr, küßte das Kind leise auf die Stirn, und sagte:

„Du wirst gut und glücklich sein; denn
„Dir stehen zwei Schutzengel zur Seite,
„die ich hart geprüft, aber bewährt erfun-
„den: der reine Sinn einer frommen
„Mutter, und das tadellose Beispiel eines
„braven Vaters werden Dich leiten. Lebe
„wohl, ich seegne Dich!“

Dann nahm er schnell Abschied, drückte dem alten Kastellan der ihn zum Wagen begleitete, einen goldnen Apfel in die Hand, und flog mit seinem muthigen Postzuge den Schloßberg wieder hinunter, dem Walde zu. Am andern Morgen meldete der Kastellan, daß der abgebrannte Theil des Schlosses in dieser Nacht

von unbekannten Händen völlig wieder hergestellt worden sei, und daß im Stall vier Rappenhengste ständen, welche der gestrige fremde Herr heut mit dem Frühstücken zum Pathengeschenk auf die Burg gesendet. Dabei zeigte er seinen goldnen Apfel und sagte: „Glück auf, Gnädiger Herr, die reife Frucht ist nun abgefallen!“

Erst jetzt konnten sich Wilibald und Sara als wirkliche Besitzer der Bärenburg betrachten; sie hatten durch treues Festhalten an der Tugend den Kampf mit den störenden Geistern siegreich bestanden; der Spuck war aus ihrer Nähe verbannt; sie waren nun wirklich heimisch in der Heimath; und von jetzt an trübte nichts mehr ihr häusliches Glück und ihren Frieden bis in den Tod.

Der Knabe aber wuchs zur Freude seiner Eltern auf, und ward ein braver ausgezeichneter Mann. Die drei Brodchen, die Unterpfänder eines dauerhaften Glückes, wurden späterhin unter die Familie der Grafen von Pilkau vertheilt, und (wie die Sage behauptet), damit sie nicht verloren gehen möchte, in die dicken Mauern dreier Schlösser tief eingemauert. Zwei

davon liegen jedoch bereits in Schutt und Asche, nur die Bärenburg steht noch, sie bewahrt immer noch jenes Unterpfand; und in ihr wohnen noch glückliche Menschen.

Was ich Euch hier erzählt habe, meine lieben Leser, mögt ihr zwar immer für ein Mährchen halten; Ihr werdet aber doch wohl erkennen, daß es eigentlich auf Wahrheit beruht. Die Geschichte mit den drei Brodchen, welche die Gnomen einer Wöchnerin überreicht haben sollen, stammt zwar wirklich aus einer Familiensage her, und wir wollen sie deshalb auch auf sich beruhen lassen. Was aber die störenden Geister betrifft, gegen welche Wilibald und Sara einen gar schweren Kampf bestehen mußten, so waren diese nicht damals allein auf der Bärenburg, sie sind noch jetzt in jedem Hause zu finden; und obgleich sie hier nicht mehr wie sichtbarer Spuck ihr Wesen treiben, so vernimmt man doch nur zu oft ihre zuflüsternden Stimmen; denn in einem Hause, wo nicht gegenseitige Liebe und Treue, Häuslichkeit und Zufriedenheit, wo nicht fester

Muth und Vertrauen auf Gott wohnen, da erheben die Geister des Eigensinnes und der Selbstsucht, der Lieblosigkeit und der Undankbarkeit, des Zornes, der Mißgunst und der Völlerei ihre geheimen Stimmen; flüstern dem Menschen böse Worte ins Ohr; und treiben ihn fort auf der Bahn des Lasters, bis Glück und innerer Friede zu Grunde gerichtet ist. Es bedarf nicht erst eines Pergamentes vom Ahnherrn unterzeichnet, um diesen Geistern Gewalt über uns einzuräumen, nein, sie ziehen uns schon von selbst in unsern Wohnungen nach, und wissen jedes schwache Menschenherz zu erfassen, das nicht von dem heiligen Schilde jener Tugenden geschützt wird. Deshalb seid wachsam, und haltet den Schild fest; und vernehmt ihr ja die verführerischen Stimmen, so denkt an Wilibald und Sara; an ihre Prüfung und an ihren Sieg; an ihre Sorgen, an ihr Glück und an ihren Frieden.

Ernst v. Houwald.

II.

Sieg und Seegen.

Eine Erzählung.







Mit ängstlich klopfendem Herzen saß Hedwig am Krankenbette der geliebten Stiefmutter. Nur spärlich erleuchtete das Nachtlicht das düstere Stübchen; draußen tobte der Herbststurm, und schien die dünnen Wände der Hütte durchbrechen zu wollen; der Regen schlug gegen das Fenster, und eine einsame Bewohnerin des nahen Kirchthurms, eine Eule, stimmte, durch den Schein des Lichtes angezogen, dicht vor dem Krankenzimmer ihr schauerliches Todtenlied an. Es war, als wolle selbst die Natur durch all' ihre Schrekken die Schauer dieser Stunde mehren. Nur Hedwig's jüngere Geschwister, die rechten Kinder der Frau Gertrude, schlummerten in süßer Ruhe auf ihrem niedrigen Lager, ahnungslos, daß eben jetzt ihnen ihres Lebens höchstes Gut, die treue, sorgende Mutter, geraubt werden sollte. Immer schwerer wurden die Athemzüge der Kranken, immer höher stieg

sichtlich ihre Angst. Hedwig blickte voll innigen Mitleids auf die Leidende. „Guter Gott!“ seufzte sie leise, „wenn schon dem Edlen und Guten das Scheiden vom Leben so schwer wird, wie fürchterlich muß die ernste Sterbestunde wohl erst dem Bösewicht werden!“ Und der heilige Entschluß, ihr Leben immer nur Gott und der Tugend zu weihen, schwellte der Jungfrau Brust, und heiße Gebete um Linderung der Quaalen für die sterbende Mutter entströmten ihren Lippen.

Noch einmal erwachte die Kranke — mühsam erhob sie sich auf ihrem Schmerzenslager, und ihr Auge flog irr' und suchend im Zimmer umher. Hedwig zog den Docht der Lampe höher empor, so daß sie hell aufflakkerte, beugte sich dann sanft zu der Leidenden nieder, und fragte: „Wen sucht Ihr, liebe Mutter?“ Da fiel Gertruden's Auge auf die schlafenden Kleinen. „Ach meine Kinder!“ jammerte sie leise: „meine armen Kinder! —

Hedwig aber tröstete die Bekümmerte: „seid getrost!“ sprach sie gefaßt, „der Herr ist groß, er kann Euch noch retten; hätte er aber beschlossen, daß wir schon jetzt Euch

verlieren müßten, so bleibt doch er Euren Kleinen ein treuer Vater und Versorger, und so lange ich lebe, sind sie nicht verlassen. Glaubt mir sicherlich, so treu und redlich Ihr an mir gehandelt, so wie Ihr mir Vater und Mutter ersetzet habt, daß ich sie nimmer vermißte in meiner hülflosen Jugend, so treu will ich für Eure Kindlein, meine Geschwister, sorgen — sie sollen glücklich werden, und müßte ich auch mit dem eigenen Glück das ihrige erkaufen!" — —

Gertrude sah zweifelnd zu der Begeisterten auf. „Ach Hedwig," seufzte sie, „in einer so schweren ernsten Stunde ist das jugendliche Herz leicht bereit, das Schwerste zu geloben — aber wird Dir auch die Kraft bleiben, Dein Gelübde zu erfüllen, wenn die Schauer dieses Augenblickes längst vergessen sind?" — —

„So wahr ich dereinst auch eine leichte Sterbestunde hoffe!" sprach das Mädchen, und legte die Hand betheurend auf das unruhig wogende Herz. Da erheiterte ein seliges Lächeln die Züge der Sterbenden. „Mein Gebet ist erhört! — jetzt sterbe ich gern!" sprach sie leise — „jetzt weiß ich es, ihr werdet nicht verlassen

sein, wenn ich todt bin, meine arme Kinder! das Kästchen dort, wird Dir diese Worte erklären; gedenke dieser Stunde, wenn Du es öffnest!" Erschöpft sank sie nach diesen Worten auf die Kissen zurück; die Lippen bewegten sich leise, wie zu Segenswünschen für ihre Hinterbliebenen, auf welchen noch immer das halb gebrochene Auge mit dem Ausdruck inniger Liebe ruhete — noch einige Augenblicke — und sie war verschieden. —

Wer auch schon irgend ein geliebtes Leben im Tode versinken sahe; wer es empfunden wie schrecklich es ist, wenn nun der ängstlichen Spannung, dem stillen, aber tief empfundenen Schmerze der Ausbruch des lauten Jammers folgte, der male sich die Scene in Gertrudens verödeter Hütte aus, wo jetzt Hedwigs laute Klagen sich mit dem Jammer der kleinen verwaisten Kinder mischten, denn auch sie hatte die Verstorbene geliebt, als wäre sie ihre rechte Mutter gewesen. Aber schon die erste Stunde mahnte Hedwig ernst an die übernommene Pflicht. Sie mußte sich selbst besiegen lernen, wollte sie den armen Kindern Trösterin werden; sie mußte gleich

jetzt die Stelle der geschiedenen Hausfrau vertreten, und in der sogleich in Anspruch genommenen Thätigkeit für ihre Lieben die einzige Erleichterung für das blutende Herz suchen.

Der Begräbnißtag war vorüber, die ersten nöthigen häuslichen Anordnungen getroffen, der Kinder Thränen versiegten allgemach beim Genusse des Begräbniß-Kuchens und beim Anblick der neuen Trauerkleider, die ihnen die gute Schwester angelegt; sie plauderten in kindlicher Unbefangenheit von der lieben seeligen Mutter, die, wie Schwesterchen ihnen erzählt, nun einer der heilgen Engelein geworden sei, und die sie einst abrufen werde in den schönen Himmel, wenn sie so gut und fromm geworden wären, wie die liebe Mutter selbst stets gewesen. —

Hedwig hörte ihnen mit schmerzlicher Wehmuth zu, und bedachte mit gar schwerem Herzen das drückende ihrer Lage und das Ungewisse ihrer Zukunft. —

Sie und ihre Stiefgeschwister, Anton und Marie, waren die Kinder des verstorbnen Blum. Hedwig hatte ihre Mutter verloren, als sie eben ihr eilftes Jahr erreicht; aber

die zweite Wahl des Vaters hatte sie ihren herben Verlust verschmerzen lassen; denn Frau Gertrud hatte das Kind gehegt und gepflegt, wie ihr eigenes, und es zu einer frommen, fröhlichen und fleißigen Jungfrau erzogen: ja, als bald nach der Geburt ihres eignen Töchterleins, auch Vater Blum gestorben, da war es fast, als räume Gertruden's Herz der nun ganz Verwais'ten einen noch größern Vorzug ein, wie den eigenen Kindern, und in ihrer kleinen Hütte walteten fort und fort die Geister der Eintracht und der Liebe. —

Gertrud war auch eine Waise, ein Pflegekind der Gräfin Wellenrodt, und später ihre Dienerin gewesen; bei deren Gemahl Blum als Förster in Diensten gestanden; deshalb vergönnte man ihr auch noch nach des Gatten Tode den Gebrauch der Dienstwohnung, und sicherte der Wittwe lebenslang ein kleines Gnadengehalt zu. Aber die wohlthätige Gräfin war auch schon seit einigen Jahren todt, und das Gnadengehalt nun auch weggefallen. Hedwig übersah ihre hülflose Lage und seufzte: „Wie werde ich nun mein Wort lösen? Wollte

ich dienen und meinen Lohn zur Erziehung der armen Geschwister bestimmen, so müßte ich sie dann fremden Händen vertrauen, und ihnen würde die Liebe fehlen, die ich ihnen gelobt, die sie bisher durchs Leben geleitet, und am besten geeignet ist, sie einst zu guten, Gott wohlgefälligen, Menschen zu erziehen. — Bleibe ich bei ihnen — wie dann? — ich habe freilich von Mutter Gertrud gar Manches gelernt, kann nähen und stricken — waschen und den Garten bestellen; aber werde ich auf diese Weise hier in unserem kleinen Dörfchen mir und ihnen wohl den Lebens-Unterhalt verdienen können, hier wo es so viele arme und rüstigere Tagelöhner-Frauen giebt?“ Ihr Köpfchen sank muthlos auf die Brust herab, und große Thränen rannten über die bleicher gewordenen Wangen. Da gedachte sie plötzlich des Kästchens, an welches die Mutter sie verwiesen hatte. „Wer weiß?“ sprach sie bei sich selbst, „die Mutter hat wohl schon im Vorgefühl ihres nahen Todes über unsere Zukunft bestimmt, und noch jetzt, so wie früher, soll ihr mütterlicher Rath mich leiten!“ —

Hedwig öffnete das Kästchen, blickte einige Augenblicke mit wehmüthiger Erinnerung auf das wohlbekannte Nähgeräth der fleißigen Mutter, welches es enthielt, griff dann hastig nach dem zusammengehaltenen Papiere, welches unter demselben verborgen lag, und fand zu ihrem namenlosen Erschrekken einen Heirathsantrag vom alten reichen Pachter Veit, dessen Meierhöfe nur eine Stunde weit von Hedwig's Heimath lag.

Gertruden's Krankheit war eine langwierige und auszehrende gewesen — all' ihre Bekannten und sie selbst hatten ihren gewissen Tod schon lange vorhergesehn — auch Veit erwähnte in seinem Briefe auf eine schonende Weise der Möglichkeit ihres nahen Scheidens, und versprach, im Fall Hedwig sich entschließen könnte, seine Hand anzunehmen, für ihre kleinen verlassenen Geschwister mit Vatertreue zu sorgen, sie in sein Haus an Kindesstatt aufzunehmen und einst ihre Zukunft zu sichern. Der Brief war, das zeigte sein Datum, erst am Todestage in Gertruden's Hand gekommen, und diese hatte zu uneigennützig gedacht, als daß sie die Rührung des

letzten Augenblicks hätte benutzen wollen, um von Hedwig ein Versprechen zu erpressen, was sie später hätte gereuen können. Deshalb hatte sie über Veit's Antrag geschwiegen. Aber nur zu wohl wußte Hedwig jetzt die Anspielungen und Wünsche der Mutter zu deuten, und mit noch heißeren Thränen, als an jenem Abend, der ihr die Mutter raubte, sank sie heute auf ihr hartes Lager. Gewiß viele hätten die Thränen des Mädchens nicht begreifen können. Denn wenn auch Veit schon ein Sechziger war, so würde doch Manche allein schon um der vielen blanken Silberthaler willen, die er, wie die Sage ging, in Kisten und Kasten sorglich verwahrte, das silberweiße Haar des Freiers übersehen haben; aber was wohl noch viel mehr werth war, als das, Veit war ein Ehrenmann, bieder und rechtschaffen, ein treuer Freund, ein Vater aller Armen, ein Tröster, Rather und Helfer aller Unglücklichen im Umkreis seines Dörfchens. Im häuslichen Leben sollte er freilich zwar etwas barsch und launenhaft sein — aber was that das? — Launen hat ja jeder Mann, und des Weibes Loos und

Bestimmung ist ja nun einmal, sich solchen zu fügen und sie ertragen zu lernen mit Sanftmuth und Geduld. Ist es da nun nicht am Ende leichter sich in die Launen eines Mannes zu fügen, der schon vermöge seines Alters und Characters aus Ehrfurcht gebietet, als in die, eines jungen Menschen, dessen kleine Schwächen vielleicht schon in unserer frühesten Jugend uns zur Zielscheibe muthwilliger Neckereien gedient haben. Dies alles sagte Hedwig die Stimme ihrer Vernunft — sie mußte sich gestehen, das manches Mädchen an ihrer Stelle sich glücklich preisen würde, könnte es als Hausfrau in Veit's bequemen saubern Hause walten, wo überall die Spuren einer glücklichen Wohlhabenheit das Auge freundlich ansprachen — — ihr aber blieb dieser Gedanke nur einmal fürchterlicher, als selbst der Gedanke an Tod und Grab — und viel, viel lieber hätte sie sich nur gleich zu der lieben verstorbenen Mutter in die kühle Erde betten mögen, als dem Veit ihre Hand reichen. Fragte sie sich nun aber wie dies nur eigentlich zugehe? dann trat freilich das Bild eines lieben, fernen

Jugendfreundes lebendig vor ihre Seele — sahe sie mit den großen blauen Augen kummervoll an, und schien zu fragen: „Konntest Du mich denn doch vergessen?“ da rannen Hedwig's Thränen noch heftiger: „Nein, nein,“ flüsterte sie leise, „vergessen habe ich Dich nicht, Du lieber Ludwig! vergessen werde ich Dich nimmer — und ohne Dich kann ich niemals glücklich sein, das ist mir jetzt auf einmal klar geworden!“ — Aber soll denn der Mensch nur das eigene Glück bedenken? — Er, der am Kreuze selbst sein Leben für seine Feinde gab, hat es uns ja zur heiligen Pflicht gemacht, fremdes Glück zu gründen, selbst mit Verleugnung der eigenen heißesten Wünsche! — Ich für meine Person käme wohl durch das Leben, ich finde wohl überall einen Dienst, der mich nährte, bis endlich — — — doch weg mit diesen Träumen! — selbst an seiner Seite könnte ich ja nimmermehr Ruhe und Freude finden, hätte ich die armen Geschwister fremder Menschen Barmherzigkeit, ja wohl gar den Armenvorstehern überlassen! — Und aufgescheucht von diesem schmerzlichen Gedanken, sprang sie vom Lager auf, zündete

ihr Licht wieder an, und begann mit zitternder Hand für Veit die Beantwortung des Briefchens aufzusetzen, welches sie als Einschluß in der Mutter Brief an sich gefunden hatte. Mit stiller Ergebung sagte sie in dieser dem Veit ihre Treue zu, gelobte ihm Kindesliebe und Fügsamkeit, und bat ihn, Geduld mit ihr zu haben, wenn sie sich nicht gleich in das Neue ihres Verhältnisses zu finden wüßte, und wenn die Trauer um die Hoffnungen und Träume ihres jugendlichen Herzens, denen sie fortan entsagen wolle, noch dann und wann ihr Auge trübten. „Diese Aufrichtigkeit bin ich dem braven Manne für sein ehrendes Vertrauen schuldig!“ sprach Hedwig zu sich selbst, als sie die verhängnißvollen Zeilen zusammenschlug — und, um vieles erleichtert durch die Ausführung ihres tugendhaften Entschlusses, suchte sie jetzt von neuem die Ruhe. Nur der Gedanke was Ludwig sagen und wie er sich kümmern werde, trübte noch den stillen Frieden ihrer Seele — das eigene Glück hatte sie willig dahin gegeben — aber seinen Schmerz verschuldet zu haben, das lastete schwer und drückend auf dem wei-

chen Herzen, bis die Ueberzeugung ihr Beruhigung gab, daß auch er das Opfer der Entsagung billigen werde, und daß des Mannes Kraft jedes Weh des Lebens leichter ertrüge als das schwache Weib.

Ludwig war von jeher Hedwig's unzertrennlicher Gefährte bei Spiel und Tanz gewesen — keines von beiden hatte irgend eine Freude genossen, die nicht das Andere getheilt hätte, und ohne daß es jemals unter den jungen Leuten zu Erklärungen gekommen wäre, war man es doch so gewohnt, sie stets beisammen zu sehn, daß man sie sich nicht anders, als auch in der Zukunft mit einander vereint, denken konnte. So war es noch, als vor drittehalb Jahren Ludwig zum erstenmale die Heimath verlassen mußte, um seiner Militairpflicht zu genügen. Hedwig fühlte damals die Trennung so schmerzlich tief, daß ihr war, als müßten mit dem Freunde ihrer Jugend auch alle jugendlichen Freuden von ihr scheiden. Freiwillig schloß sie sich jetzt von allen lauten und öffentlichen Vergnügungen aus, und lebte fortan nur

noch der Erinnerung und ihrer kindlichen Pflichten.

Ludwig trauerte wohl auch bei dem Gedanken an den Abschied von seiner Heimath und seinen Lieben, aber er war schon seit früher Jugend elternlos, er hatte sich immer nach fremden Menschen fügen müssen, hatte manchen harten Herrn gehabt — und so schwebte denn das freie Soldatenleben und die neue unbekannte Welt, die er betreten sollte, in so rosigen Bildern vor seiner Phantasie, daß er in ihnen den besten Trost für den Schmerz der Trennung fand, und tausend Pläne und Hoffnungen für sein künftiges Lebensglück an seine jetzige Laufbahn knüpfte. — Glaube mir Hedwig, so tröstete er das weinende Mädchen, es ist Alles gut, so wie es der Himmel mit mir fügt. In den Städten, wo ich in Garnison stehen werde, kann ich mich in meinem Gewerbe erst recht vervollkommnen, ich arbeite in jeder Stunde, die mir der Dienst frei läßt, bei den berühmtesten Kunstgärtnern des Ortes, kehre dereinst als ein geschickter Gärtner zurück, und dann kann es gewiß nicht fehlen, daß mir unsere gnädige Gutsherrschaft

den Dienst als Schloßgärtner giebt; denn der alte Martin wird immer stumpfer, er sehnt sich nach Ruhe — und dann — ja, Hedwig! dann bin ich ein gemachter Mann, und eine liebe schmucke Frau Gärtnerin werde ich dann auch schon finden! —

Ganz beseeligt durch die bunten Seifenblasen seiner Phantasie schwenkte Ludwig die grüne Mütze hoch in der Luft, und auch Hedwig lächelte durch ihre Thräne, und der Gedanke an Ludwig's künftige Frau Gärtnerin gab ihr jahrelang schon Stoff zu süßen Sinnen und Träumen, — es war das Einzige was ihr vom fernen Freunde geblieben war. Denn so gut Ludwig auch mit dem Spaten umzugehen wußte, und Blumen und Bäume zu ziehen verstand, so wenig konnte er doch die Feder führen, und die in der Schule immer so fleißige Hedwig, hatte selbst oft über den ungeschickten kleinen Buben gelacht. Dazu war nun auch Ludwig's Garnison so fern, daß sie nichts, gar nichts in der langen Zeit von ihm gehört hatte. Jetzt aber sollte sie nun auch von der Beschäftigung mit seinem Andenken sich trennen — die Träume einer rosigen

Zukunft sollten einer minder erfreulichen Wirklichkeit weichen — und alle ihre Gedanken nur der Erfüllung der neuen Pflichten zugewendet werden. Das war allerdings schwer — und hatte auch Hedwig die Kraft, das, was sie einmal als recht erkannte, treu zu erfüllen, so war es doch fast unmöglich, der stillen Trauer zu wehren, die unvermerkt ihre sonst so heitre Stirn umwölkte. Veit, — der durch Hedwig's Antwort höchst glücklich war, schrieb ihre trübe Stimmung nur dem Tode der Mutter zu, und ehrte des Mädchens Schmerz so sehr, daß er sich willig ihren Wünschen fügte, ihre Verlobungsfeier bis zum nächsten Pfingstfest, die Hochzeit selbst aber bis zum Ende der Trauerzeit verschob. Bis dahin war es Hedwig und ihren kleinen Geschwistern noch erlaubt, in ihrer väterlichen Hütte zu verweilen; und mit bangem Herzen und schmerzlicher Wehmuth gedachte Hedwig der Stunde, in welcher sie von ihr scheiden sollte, während Veit mit herzlicher Fröhlichkeit allerlei Vorkehrungen traf, die junge schöne Hausfrau dereinst recht stattlich zu empfangen. Freilich bedeckte Veit den Zweck der man

cherlei Verschönerungen in seinem Hause noch mit dem Schleier des Geheimnisses; aber die ehrlichen Landleute hatten ihn dennoch errathen, und die Kunde seiner nahen Verheirathung drang auch bald zu den Ohren der Jungfrau Margarethe, Veit's Zwillingsschwester, welche schon seit einer langen Reihe von Jahren als Vorsteherin seines Hauswesens in seinem Hause waltete. — Sie hatte Freuden und Leiden getreulich mit ihm getheilt, und fühlte sich nun sehr gekränkt, daß ihr der Bruder aus dem wichtigsten Schritte seines Lebens ihr ein Geheimniß zu machen suchte. „Es ist nicht anders,“ sprach sie bei sich selbst, „er schämt sich seiner Thorheit, und warlich, er würde sich auch besser zu Hedwig's Vater schicken, als zu ihrem Ehegatten — was geht das jedoch mich an — achtet er mich nicht so viel, dergleichen mit mir zu bereden — nun so kann ich auch schweigen!“ Bald aber siegte wieder die alte treue Schwesterliebe. Margarethe hatte die feste Ueberzeugung, daß aus einem so ungleichen Bündniß nimmer Heil erwachsen könne — sollte sie den Bruder nun so ungewarnt in sein Unglück gehen lassen? —

Nein, das konnte sie bei ihrem liebevollen Herzen nicht verantworten, und sie nutzte die erste Stunde ungestörten Alleinseins, um den Bruder recht ernstlich von seinem Entschlusse abzurathen. „Denke nur zurück,“ so schloß sie ihre herzlichen Ermahnungen, „denke nur zurück, in die Zeit Deiner Jugend. Bist Du wohl noch derselbe, der Du vor vierzig Jahren warst? — Nicht nur Dein Haar hat sich gebleicht, Deine Gestalt sich gebeugt unter der Last Deiner Jahre, nein, auch Deine Ansichten und Wünsche, Deine Forderungen an Andere sind anders geworden. Was Dich damals ergötzte, ist Dir jetzt ein gehaltloses Spiel; was Dir jetzt Freude gewährt, erscheint der Jugend nicht selten als eine Last, oder wird ihr ein Gegenstand muthwilliger Spöttereien. Wie aber soll aus einem Ehebündniß Gutes ersprießen, wenn es an der Hauptsache gebricht, an der Einigkeit der Gemüther? — — Und nun vollends Hedwig —“

„Was hast Du an dieser auszusetzen?“ rief Veit gereizt — „ich dächte dem Mädchen dürfte selbst der Neid nichts Arges nachsagen? — aber alte Jungfern“ —

„Alte Jungfern,“ fiel Margarethe dem Zürnenden sanft ins Wort, „freuen sich auch noch von ganzem Herzen des Liebreizes lieber blühender Mädchen, und möchten sie Alle gern glücklich wissen — glücklicher noch wie sie vielleicht selbst gewesen — und darum blutet mir auch das Herz, wenn ich sehe, daß Hedwig Deine Hand annimmt, da ihr doch, das weiß das ganze Dorf, seit Jahren schon der Ludwig Günther im Kopf gesteckt — und Ludwig war ein braver Bursche —“

„Kindereien, längst vergessene Kindereien, an welche niemand mehr denkt, als Du,“ — aber so spöttelte Veit, „es kann Dir auch niemand verargen; wer so lange das Hausregiment geführt, der sträubt sich dasselbe aus den Händen zu geben, und — nun werde nur nicht böse, fügte er gutmüthig hinzu, als er Margarethen's herabstürzende Thränen sah — ich wollte Dich nicht kränken — und sei nur getrost, Hedwig ist fügsam, und wir werden auch fortan in Frieden mit einander leben!“ Margarethe war verstummt. Jetzt hätte sie um aller Welt willen kein abrathendes Wort mehr sagen können; denn Veit's

kränkender Verdacht, daß sie nur aus Eigennutz gesprochen habe, war zu viel für ihr weiches Herz, welches an dem Bruder mit treuer Liebe hing, und auch für jeden fremden Kummer eine Fülle herzlichen Mitgefühls sich bewahrt hatte. Aber je weniger sie nun noch helfen zu können hoffte, um so mitleidiger ruhete ihr Auge auf der armen Hedwig, die fort und fort mit ihrem Herzen rang, ohne ihren Kummer ganz besiegen zu können.

Viel zu früh für diese war endlich der Sonnabend vor Pfingsten angebrochen. Sie sollte nun erfüllen, was sie gelobt hatte, so schwer es auch immer ihr werden mochte; aus der kleinen elterlichen Hütte sollte sie nun als Hausfrau in das große Haus des alten Veit eintreten, den sie doch viel lieber als Vater betrachtet hätte. Um die heftige Bewegung ihres Innern vor ihren kleinen Geschwistern zu verbergen, hatte sie sich, so viel als möglich, während dieses Tages außer dem Hause beschäftigt. Dennoch bemerkte Anton und Mariechen die Thränen ihrer lieben Schwester; sie hatten von andern gehört, was geschehen sollte, und waren recht traurig, daß

die Schwester weinte, die sie so liebten. Sie eilten hinaus in Wald und Feld, um zu dem morgenden Pfingstfeste Blumen zu pflücken, damit sie auch ihre Hütte mit grünen Mayen und Blumen = Gewinden schmücken könnten; und hatten für die Schwester auch einen Kranz von Mayen = Röschen gewunden, den sie morgen der Braut aufs Haupt setzen wollten, als Beweis sie hätten das Geheimniß wohl gewußt, aber bescheiden geschwiegen. Als sie jedoch mit ihren Blumen nach Hause kamen, und Hedwig freundlich auf sie zu trat, konnten sie sich in ihrer Freude nicht länger halten, sie umschlangen die Liebliche mit den Blumen = Gewinden, und Anton drückte ihr den Rosenkranz auf die blonden Locken, indem er mit listiger Miene sagte:

„Dieser Kranz, mein Schwesterchen, be„deutet eine Braut!“

Hedwig wendete das rosige Antlitz schnell ab, damit der kleine die Thräne nicht sehen möge, die sich aus ihrem Auge stahl; im nehmlichen Augenblicke aber fiel ihr Blick auf zwei Männergestalten, die schnellen Schrittes auf die Hütte zukamen — und, trog sie das Herz? —

nein — nein! — der Vordere war Ludwig! — Heftig strebte sich dieser jetzt von dem Freunde loszumachen, der ihn zurück halten wollte. „Laß mich!“ rief er, „und ob die ganze Welt es sagt — ich glaub' es nicht! — von ihr selbst muß ich es hören, Hedwig, Du selbst mußt es mir sagen, ob Du Braut bist?“ — und dabei blickte er so vorwurfsvoll, so ängstlich zagend in der Jungfrau Auge, daß diese den Blick nicht zu ertragen vermochte, und mit tiefgesenkten Augen ein kaum hörbares „ja, ich bin es!“ flüsterte. Da überflog Zornesglut Ludwig's Angesicht — „ha! Weibertreue!“ rief er heftig, „wer daran glaubt ist ein Thor! — es braucht nichts weiter, als ein bischen blankes Geschmeide, ein seidnes Kleid und volle Kisten und Kasten, um Lieb und Treue und Versprechungen zu vergessen! — —

„Was hätte ich Dir jemals gelobt?“ fragte Hedwig, durch Ludwig's niedrigen Verdacht, als ob sie sein Herz um des Goldes willen habe verrathen können, tief gekränkt.

Ludwig aber fuhr, im milderen Tone fort: „Ach bedurfte es denn erst der Worte? wußtest Du es nicht, daß mein Herz nur Dir

gehörte, so wie ich das Deine zu besitzen glaubte?“ — Und mit feuriger Beredsamkeit führte er jetzt die Bilder der vergangenen Freuden an dem weinenden Mädchen vorüber, und bat so süß, so schmeichelnd, nur ihm angehören zu wollen! — daß Hedwig fast das Herz brach. Schüchtern hob sie jetzt ihr Auge empor, und da sie sahe daß sich Ludwig's Freund, entfernt hatte, und auf dem nahen Kirchhof mit den Kindern spielte, so scheuete sie sich nicht länger, dem treuen Jugendfreunde ihr ganzes Herz zu erschließen. Mit unschuldiger Offenherzigkeit gestand sie ihm, daß sie immer an ihn gedacht, erzählte ihm von der Mutter Sterbebette — von der Geschwister hülflosen Lage — von ihrem Gelübde und dem Kampfe mit ihrem Herzen, und beschwor ihn, ihr das schwere Opfer der Pflicht nicht noch mehr zu erschweren. Ludwig sahe mit steigender Bewegung und Bewunderung auf das liebe Mädchen. „Ja, Dein reines Herz hat das Rechte erwählt! denn ich vermag Dich und Deine armen Geschwister jetzt nicht zu ernähren,“ sprach er gerührt, als Hedwig verstummte: „mein Schmerz

soll Dich nicht irren — ich werde Dein gedenken mit Achtung und Liebe — aber fort muß ich nun wieder in die Fremde, um mein verlorenes Glück erst verschmerzen zu lernen!“

„Gott segne Dich,“ sprach Hedwig und reichte dem Freunde die Hand zum Abschiede dar — sahe ihm nach, so weit das Auge reichte, und schickte heiße Gebete für sein Glück zu Gott empor. Doch nicht des Allvaters Ohr allein hatte die frommen Bitten vernommen, sie drangen auch zu dem Ohre eines theilnehmenden menschlichen Wesens. Jungfrau Margarethe hatte heute noch allerlei für morgen mit der holden Braut bereden, und ihr wichtige Geschenke des Bruders überbringen wollen. Sie war zu Fuß gekommen, trat durch die Hinterthüre in Hedwig's Hütte ein, fand das nette Stübchen leer, und erwartete daher, daß Hedwig oben in der Vorrathskammer sein werde. Margarethe stieg die Treppe hinauf, fand auch jene verschlossen, und lehnte sich nun zum Erkerfenster hinaus, um nach der Vermißten auszuspähen. Hier ward sie ungesehen eine Zeugin der ganzen Scene von dem Augenblicke an,

wo die fröhlichen Kinder Hedwig mit Blumen umschlungen, bis zu dem, wo sie von dem Freunde ihrer Jugend Abschied nahm fürs ganze Leben! — Margarethe weinte mit der Weinenden, aber sie fühlte, daß sie in dieser Stunde schmerzlicher Entsagung, der Jungfrau nicht begegnen dürfe, sie stellte ihr Körbchen still in Hedwig's Wohnstube, und eilte unbemerkt nach Hause — tief bekümmert über den Schmerz der beiden guten Menschen, die wohl ein besseres Loos verdient hätten. —

Das lieblichste Fest im Jahre war erschienen; von Dorf zu Dorf hallete Glockengeläute über die blühenden Fluren; Lerche und Nachtigall stimmte ihr Feierlied an; all überall über den üppigen Saatfeldern, über dem frischen Grün der Wälder, über den Blüthenkronen der Fruchtbäume, wehete, neu belebend, der Odem Gottes, und Frühlingswonne schwellte jede Brust. Nur Hedwig fuhr in Veit's leichtem Jagdwagen, an der Geschwister Seite, in trübem Sinnen über die lachende Erde, nur ihr Herz war der Freude fremd geworden: denn ihres Lebens Frühling schien ja nun schon abgeblüht! — Aber den-

noch war in ihrer Brust eine Ruhe, ein so süßer Friede, daß sie es lebendig fühlte, ein der Pflicht geweihtes Leben lasse auch dem Verlassensten und Unglücklichsten nimmer ohne Trost.

Jetzt hielt der Wagen vor Veit's Landhause. Veit empfing seine lieben Gäste mit einer ernsten Freundlichkeit; in Margarethen's Auge glänzten Thränen. — „Gott segne Deinen Eingang, liebes Kind!" sprach sie voll Herzlichkeit, und führte sie der Stube zu, wo Hedwig schon viele Bekannte und Freunde versammelt fand: den Gerichtshalter — den würdigen Prediger, den Schulzen ihres heimathlichen Dörfchens — auch dessen Sohn, eben derselbe, welcher gestern mit Ludwig zu ihr kam und Mehrere andere.

Nachdem man die holde Braut bewillkommt hatte, deren Herz fast hörbar schlug, nahm der alte Veit sie freundlich bei der Hand, führte sie in den Kreis der Gäste, und hob folgendergestalt im feierlichen Tone an:

„Ich habe Euch zu mir geladen, Ihr
„lieben Freunde und Nachbaren, um Euch
„zu Zeugen des wichtigen Schrittes zu

„machen, welchen ich jetzt zu thun wil-
„lens bin. Ihr wißt es, ich bin bisher
„einsam durch das Leben gegangen —
„Margarethen's treue Schwesterliebe
„und mein thätiges Leben ließen mich
„bisher das Glück eines Familienvaters
„nicht vermissen; aber die Zeit rückt heran,
„wo wir uns an den Gedanken gewöhnen
„müssen, daß bald Eins oder das Andere
„von uns abgerufen werde: dann steht
„der Zurückbleibende allein, und hat nie-
„manden mehr der mit Liebe und Treue
„seiner pflege. Auch werde ich jetzt stum-
„pfer, sehne mich oftmalen mehr nach
„Ruhe, und auch Margarethen thäte
„eine kräftige Hülfe im Hauswesen Noth.
„Da ist denn unsere Wahl auf Hedwig
„gefallen, die fromm und fleißig, beschei-
„den, liebreich und gefällig mir, wie die
„Krone aller Jungfrauen, erschienen
„ist" — Hedwigs Knie wankten —
„aber sie gedachte der verstorbenen Mut-
„ter und trat muthig dem Redner näher,
„und so," fuhr dieser jetzt fort — „und
„so seht ihr mich denn entschlossen, die

„Kinder des verstorbenen Förster Blum
„an Kindesstatt anzunehmen, vorausge-
„setzt, daß Hedwig mir gleich jetzt einen
„Beweis ihrer kindlichen Folgsamkeit
„geben, und sich nicht weigern will, die
„Hand des Jünglings anzunehmen, den
„ich mir zum Schwiegersohn erkiesen habe!“
Und hiermit öffnete er die Thüre des Neben-
zimmers, führte Ludwig daraus hervor und
zu Hedwig hin, und fragte sehr freundlich:
„Nun mein Töchterchen hab ich's recht
„gemacht?“ —

Sprachloses Staunen fesselte Minuten
lang die frohen Zeugen dieses Edelmuthes,
dann aber erscholl ein lautes feierndes „hoch
lebe der gute alte Vater Veit!“ Ludwig
und Hedwig aber warfen sich vor Freude
weinend an des Greises Brust — und Hed-
wig fragte mit zitternder Stimme, womit sie
nur so große Liebe und Gunst verdient? und
wie er ihres Herzens geheimste Falten habe
ergründen können? Da deutete Veit lächelnd
auf Margarethen: „das war die Herzens-
kündiger,“ sprach er heiter, „und wenn Du glück-
lich bist, so dankst Du es ihr und Deinem

reinen kindlichen Herzen, welches stark genug war, seine liebsten Wünsche der Ruhe der sterbenden Mutter zum Opfer zu bringen; denn wer Vater und Mutter kindlich ehrt, dem gab die Gottheit selbst die Verheißung:

„es solle ihm wohlgehen und er lange „leben auf Erden!“

Ch. v. Glümer, geb. Spohr.



III.

Die Versöhnung.

Drama in zwei Aufzügen.

Personen:

Oberförster Bruch.
Conrad sein Sohn.
Hauptmann Bruch, sein Bruder.
Magister Wach, Prediger eines nahen Dorfes.
Charlotte, in Diensten des Oberförsters.
Deren Mutter.

(Der Schauplatz ist die Oberförsterei.)





Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

(Ein Platz vor der Wohnung des Oberförsters. Es ist früher Morgen. Der Oberförster im Schlafrock und Pantoffeln, der Hauptmann im Jagdanzuge sitzen an einem Tischchen und rauchen Tabak. Conrad steht hinter des Vaters Stuhl).

Hauptmann.

Die Jagd? — O ja! ist eine schöne Sache;
Allein der Morgen-Anstand ist kein Spaß.
Zwei Stunden, länger läßt man keine Wache
Unabgelös't; — und dort das feuchte Gras
Auf torfgem Boden, das langweilge Harren,
Ob auch ein Wild erscheint, und kommt es nicht,
So hat das Thier den Menschen ja zum Narren!

Oberförster.

Ich bitte Dich — —

Hauptmann.

Mach' nur kein bös Gesicht!
Genug, ich zog die Uhr, und sahe zu:
Zwei Stunden waren wahrlich schon vorüber.
Der Hirsch ist, dacht' ich, listiger als Du;
Drum mag er gehn, Du gehst zum Frühstück
lieber!
Ich setzte meinen Hahn drauf in die Ruh,
Und wollte eben hier dem kleinen Vetter
Das Trostwort bringen: „Endlich abgelöset!"
Da plötzlich knackt es vor mir. — Alle Wetter!
Ich schaue auf — — dort steht das große
Beest,
Macht kehrt, ich kommandire: Fertig! Feuer!

Oberförster.

Nein, Bruder! das verträgt kein Jäger-Ohr!
Der capitale, feiste Hirsch ein Beest?
Du bist mir zwar als Bruder lieb und theuer,
Ein wackrer Hauptmann, aber, hol's der Geyer,
Ein schlechter Jäger! Conrad tritt hervor
Und gieb Bescheid.

Conrad.

Ich hatte den Befehl,
Den Hirsch, der ungrad sechzehn Enden führt,
In seinem Stand und Gängen nicht zu stören.

Ich hatte beides richtig abgespürt:
Sein Stand war an den alten Dachsbauröhren,
Sein Wechsel, alle Nächte in das Feld,
Wo Thuars Garten unsre Gränze hält.
Des Abends kam er spät, weils Feld zu laut,
Allein des Morgens, an die große Kiefer
Sich angestellt, eh noch der Tag ergraut —

Hauptmann.

Und welche Mücken, welches Ungeziefer!

Conrad.

Er konnte, mochte sich der Wind nicht drehen,
Dort einen guten Schützen nicht entgehen.

Oberförster
(auf den Hauptmann zeigend.)

Hier sitzt der gute Schütze! — Sieh, für Dich
Hatt' ich den Hirsch geschont und aufgehoben,
Und Du? — —

Hauptmann.

Laß gut seyn, ich bedanke mich,
Und will Dich deshalb allenthalben loben!

Oberförster.

Nun weiter Conrad!

Conrad

Vor der zweiten Stunde
Weckt ich den Vetter; hatte auch bestellt,

Daheim zu halten alle Wächterhunde,
Damit der Hirsch zu zeitig nicht das Feld
Verlassen möchte.

Hauptmann.

Danke schön, mein Kind!
Zu zeitig kam er nicht!

Conrad.

Gut stand der Wind,
Der Vetter an der Kiefer, ich am Zaun;
Schön war der Morgen, wie er nie gewesen,
Und als der Tag begann zu graun,
Sah ich den Hirsch im Waizenfeld sich äsen,
Und nach der Kiefer zog er fromm und sacht, —
Es fiel kein Schuß. —

Hauptmann.

Was riefst Du nicht: Hab acht!

Oberförster.

Das hieße gerade zu das Wild verscheuchen;
Ein ächter Jägersmann thut nicht desgleichen,
Er ruft nicht erst, wohl aber giebt er acht!

Conrad.

Jetzt plötzlich stutzt und prellt der Hirsch —

Hauptmann.

Das macht,
Es brannt ihm einer auf das Leder!

Conrad.

Nein!

Er war gefehlt!

Hauptmann.

Das linke Hinterbein —

Conrad.

Der Hirsch hat Läuffe. Wie ich schon erzählt,
Er gab kein Zeichen, er war rein gefehlt.
Drauf kam er mir vorbei in voller Flucht,
Ich schoß, er zeichnet' mit gekrümmten Rücken,
Ging flüchtig über die zwei langen Stücken,
Und nahm das Holz an bei der alten Bucht;
Dann aber fing er langsam an zu ziehen,
Stand öfters, sah sich um — —

Hauptmann.

Und war gesund!
Wir brauchen uns nicht weiter zu bemühen!

Oberförster.

Nein! er ist krank! der Schuß sitzt weidewund.
Solch braver Hirsch und ein so schlechter Schuß.

Hauptmann.

Viel nobler fehlen, als blos ungesund
Und invalid den schönen Hirsch zu machen.

Oberförster.

Mein alter Hauptmann, bring mich nicht zum
Lachen!
Der Hirsch ist unser! aber laßt ihn nur
Erst kränker werden, dann hats keine Noth,
Wir setzen meinen Fingal auf die Spur,
Der stellt, und der Hauptmann schießt ihn todt,
So kommt der Hirsch und Hauptmann noch
zu Ehren.

(zu Conrad.)

Dich aber werd ich besser treffen lehren:
In voller Flucht — ein wenig vor dem
Blatte,
Dann sitzt die Kugel niemals schlecht,
Wie ich den letzten Hirsch geschossen hatte;
Dies merke! — Geh! mach mein Gewehr zu-
recht!

(Conrad geht in's Haus.)

Der Bursche kann die Hitze noch nicht lassen,
Ich kenne das, noch schlägt das Herz zu voll.
Es giebt sich aber! — o! man lernt sich
fassen! —
Damit der Mensch sich conserviren soll,
Legt ihm das Schicksal Eis auf Kopf und Brust,
Da wird er endlich seiner sich bewußt,

Und lernt — zum wenigsten die Büchse
führen! — —
Wir wollen aber keine Zeit verlieren!
(er ruft nach dem Hause zu.)
Charlotte! rasch!

Zweiter Auftritt.

Charlotte. Die Vorigen.

Charlotte.
Herr Oberförster? —

Oberförster.
Kind!
Weißt Du's! — Der starke Hirsch ist an-
geschossen!
Es geht hinaus! — Bring Frühstück uns
geschwind,
Der Hauptmann hat nur Kaffee erst genossen,
Und wirst Du ihm nicht beßre Stärkung geben,
So schießt er noch einmal daneben.
Das Mittagsbrod wird eingenommen,
Sobald wir von der Jagd zurückgekommen.

Charlotte.
Herr Oberförster!

Oberförster.

Nun?

Charlotte.

Auch Sie? —

Oberförster.

Auch ich.

Ich will mein Zipperlein ganz anders fassen.

Charlotte.

Ich dachte doch —

Oberförster.

Ich denk' allein für mich!

Bisher hab ich es mir gefallen lassen,
Daß dieses Mädchen meinen Arzt gespielt;
Mich förmlich in das Zimmer eingeschlossen,
Mir nach Gefallen an den Puls gefühlt,
Und statt des Biers, mir Wasser eingegossen.
Jetzt aber ist's vorbei, ich will hinaus!
Der Bruder hier, der Sechzehn-Ender dort, —
Ich kann es länger nicht ertragen, —
Es wird mir hier zu eng im Haus,
Komm, Alter! Komm, wir wollen fort!
Auf, auf zum fröhlichen Jagen!

Charlotte.

Herr Oberförster — —

Oberförster.

Frühstück sollst Du bringen!

Hörst Du im Busch dort Zipp' und Amsel
singen,
Und wie im Waitzenfeld die Wachtel schlägt?
Mir ist's, als ob so eins das andre frägt:
„Wo bleibt der Oberförster doch so lange?
„Wir ruften ihn schon oft von Ast und Nest,
„Doch eine kleine Hexe hält ihn fest!“

Charlotte.

Das Vöglein singt, mir aber ist sehr bange!

Oberförster.

Weshalb? —

Charlotte.

So will ich denn nur alles sagen.
Als heute Nacht der Seiger Eins geschlagen,
Da war ich auf, der Kaffee war bereit,
Ich hatt' ihn in der Stube aufgetragen —

Hauptmann.

Ja Herzenskind, Du thatst mir wahrlich leid,
So früh schon wach, ob unsrer noblen Jagd;
Die hübschen Augen standen noch verdrossen,
Du hast sie doch noch einmal zugemacht?

Charlotte.

Ach nein! ich habe sie nicht mehr geschlossen.
Denn als Sie mit dem jungen Herrn erst
fort,

Da schlich ich in das kleine Zimmer dort,
Und setzte mich ganz leise und ganz dicht
Zu Häupten des Herrn Oberförsters Bette.

Oberförster.

Siehst Du auch selbst im Schlaf läßt sie mich
nicht.
Wenn ich nur einmal Ruhe vor ihr hätte!

Charlotte.

Wer hat denn Ihre Ruh gestört?
Ich doch wohl nicht; ich habe nur gehört,
Wie eigentlich Sie keine Ruhe fanden.
Sie sprachen viel im Schlaf, Sie schracken
auf
Sie faßten krampfhaft Ihren Fuß und banden
Ihr Tuch darum und seufzten tief darauf,
Und als der Schlaf sie wiederum beschlich,
Da beugt ich mich
Sanft über Sie und sah beim Nachtlicht-
Schimmer
Den Schmerz auf Ihrer Stirn; ein leis'
Gewimmer
Entstieg der Brust, der Athem war beklommen,
Die Wange heiß, die Hand so kalt,
Da merkt ich bald,
Das böse Fieber sei zurückgekommen.

Und traurig schlich ich da in meine Küche
Und weinte mich beim Suppe-Kochen satt.

Oberförster.

Du bist nicht klug! Es gab wohl ein'ge Stiche,
Was aber gar nichts zu bedeuten hat.

Charlotte.

Ach, Sie verschweigen mir es immer!
Der Arzt befahl, Sie sollten nicht das Zimmer
Verlassen, bis die Krankheit sich gelegt;
Doch statt zu folgen, ruhig hier zu sitzen,
Wollen Sie hinaus, Sich auf der Jagd erhitzen,
Weil da ein Hirsch die sechzehn Enden trägt?

Oberförster.

Ich soll Dich wohl erst um Erlaubniß fragen? —

Charlotte.

O ja! das müssen Sie, so lang Sie krank!
Ich will Sie ja auf meinen Händen tragen,
Und, sind Sie wieder wohl, nun Gott sei Dank!
Dann mögen Sie von früh bis Abend jagen;
Ich bleibe froh daheim, bereite gern
Das Jagdmahl dann für meinen lieben Herrn.

Oberförster.

Das wird sich finden. Aber merke Dir:
Wenn Du noch einmal mich des Nachts verhörst,

Und mich im Schlafen störst,
So weis' ich Dir die Thür!

Charlotte.

Nicht böse sein, Herr Oberförster, bitte!
Ich will bei Ihrem ersten Wink zwar gehn,
Doch komm ich wieder mit noch leiserm Tritte,
Es treibt mich fort, ich muß nach Ihnen sehn.
Denn als Sie mich für Ihren Dienst erkohren,
Da sagten Sie: Tritt muthig bei mir ein,
Ich brauche viel, weil ich gar viel verlohren,
Doch trau ich Dir, Du sollst mir alles sein!
Und frag ich nun, wozu Sie mich erlesen,
Und denk ich nun, ob ichs bisher gewesen?
So sagt die innre Stimme: nein!

Oberförster.

Wozu dies eitle Frag- und Antwortspiel?
Thu was Du sollst, und frage nicht erst viel!

Charlotte.

Nun gut, so will ein gutes Buch ich bringen!
Wildungens Taschenbuch kam gestern an;
Ich will die Reichardt-Göth'schen Lieder singen,
Vom Erlenkönig und dem Jägersmann.
Nur nehmen Sie zurück, was Sie befohlen,
Die Büchse ruhe, heut nicht auf die Jagd!

Oberförster.

Ich sagte Dir, das Frühstück sollst Du holen!
Das übrige hab ich bereits bedacht,
Ich will heut auf die Jagd.

(Charlotte geht traurig in das Haus.)

Dritter Auftritt.

Der Oberförster und der Hauptmann.

Hauptmann.

Herr Bruder, mußt es mir nicht übel nehmen,
Ich würde tief mich in die Seele schämen,
Hätt' ich das Kind, wie Du jetzt, so betrübt.
Das ist ein Mädchen, wie es wen'ge giebt!
Und weil sie Tag und Nacht
Den kranken Brodherrn auf den Händen trägt,
Still bei ihm wacht,
Und treu den alten Griesgram pflegt,
Brummt er sie an, und zeigt ihr gar die Thür?
Magst Du sie nicht, so nehm ich sie zu mir.

Oberförster.

Sie geht nicht fort. — Laß gut sein alter Knabe!
Ich weiß es, was ich an dem Mädchen habe;
Es sei Dir unter uns gesagt,

Sie ist mir Hausfrau, Tochter, Magd,
Kurz alles, alles!

Hauptmann.

Und erst sechzehn Jahr!
Bei Gott ein seltnes, liebenswerthes Kind,
Du siehst auch, wie sie gegen Dich gesinnt,
Und bist doch rauh und hart.

Oberförster.

Es ist wohl wahr,
Ich brumme oft. Doch schein' ich nur so kalt,
Denn wüßte sie, wie ganz ich ihr ergeben,
Wie sie mein Herzblatt ist, sie könnte bald
Sich über mich und ihren Stand erheben.
Drum, wenn sie so recht innig vor mir steht,
Und keinen Wink von mir versäumt,
Wenn der Gedanke mir zu Herzen geht,
Daß ich bisher nur schweren Traum geträumt,
Dann möcht ich sie in meine Arme schließen,
Allein ich brumme dann, — sie darfs nicht
wissen.

Hauptmann.

Reich mir die Hand! — Ich bin seit vielen
Jahren
Zum erstenmal jetzt wiederum bei Dir.
Als aber wir zuletzt beisammen waren,

Da gab's noch eine Hausfrau hier. — —
Laß mich den schweren Traum jetzt ganz er-
fahren,
Denn wenig sagten Deine Briefe mir.
Ich aber will das Ganze überschaun,
Du magst dem Bruder wohl Dich anvertraun.

Oberförster.

Du hast mein Weib gekannt. Wie stand sie da,
In ihrer Jugendblüthe? —
Das schönste Mädchen, das ich jemals sah,
Und, wie ich glaubte, reich an Herzensgüte.
Ich stand als Oberjäger unterm Corps
Und faßte bald das schöne Kind aufs Rohr.
Die Eltern wurden mir gewogen,
Ich war ein tüchtger stattlicher Soldat;
Elisa selbst war gut und fein erzogen,
Die Kaufmannstochter einer Mittelstadt.
Sie trieb Musik, sang alle neue Lieder,
Sie tanzte köstlich, las den halben Tag,
Sprang wie ein Reh im Garten auf und nieder,
Und schrieb noch schöner, als sie sprach;
Sie wußte allem, was sie that, ein Leben
Und einen seltnen Reiz zu geben;
Und wenn sie dann in ihrem Sonntagstaat
Mit holdem Grüßen in die Kirche trat,

Den hohen Blick bald hier, bald dorthin warf,
Da hieß es: „seht die Krone unsrer Stadt,
Das Auge weiß, daß es sich zeigen darf!“
Ich aber dachte: diese oder keine!
Sie ist gewiß so gut, als schön!
Ich konnte nicht dem Herzen widerstehn,
Warb um die Jungfrau und sie ward die Meine.
Wir sehnten uns bald von den Eltern fort,
An einen einsam stillen Ort,
Und träumten, dort von aller Welt geschieden,
Dort werd uns aufgehn häuslich stiller Frieden!

Hauptmann.

O, ich erinnre mich noch jener Zeilen
Die Deine Hand mir voll Begeist'rung schrieb:
Ein Engel, hieß es, hätte Dich so lieb,
Daß Freud und Schmerz er mit Dir theilen,
Mit Dir in tiefe Wüsteneien eilen,
Und dort für Dich nur leben wollte,
Wenn's eine Ewigkeit auch dauern sollte.

Oberförster.

Das war ihr Ton, — ich stimmte gern mit ein.
Der König setzte endlich mich hieher. — —
Sie zog im Jubel mit mir ein:
Des Weidmanns fröhlicher Verkehr,
Mein freundlich Haus, der nahe Buchenhain,

Das Wild, das ruhig durch die Schatten zog,
Der Adler der hoch an den Wolken flog,
Der Vögel Waldgesang in Busch und Hecken,
Das Raben-Krächzen und der Eule Schrei,
Des Kranichs Ruf, des Wildes lautes
Schrecken,
Das dünkt ihr köstlich, denn es war ihr neu;
Und wenn ich dann nun in Begeist'rung sprach:
Nicht wahr hier ist es schön? — Sie sagt es
nach.
Den ganzen Haushalt aber und die Küche
Besorgte eine alte Magd.
Es ging dabei zwar vieles in die Brüche,
Doch wurde eben nicht danach gefragt.
Elisa schlief bis in den Tag; sie saß
Und stickte, musicirte, las.
Kam ich nun aus dem Forst zurück
Und fragt' ich ernst vielleicht nach manchen
Sachen,
So hieß es dann mit heitrem Blick:
Laß nur, das wird die Magd schon machen,
Zu solchen Dingen bin ich nicht erzogen!
So war ein Jahr im Rausch dahin geflogen.
Mein Weib gebar zuerst mir einen Sohn,
Dann eine Tochter; diese war ihr lieber;

Da regte sich der erste Zwiespalt schon,
Es zog gar manche Wolk' an uns vorüber,
Der Reiz der Neuheit war entflohn,
Die Stimmung wurde immer trüber,
Und Lustbarkeiten aus dem frühern Leben
Konnt' ich im Försterhause ihr nicht geben.

Hauptmann.

So schnell war schon die Ewigkeit vorbei?
Hier war wohl nicht die rechte Wüstenei?

Oberförster.

Nein, leider nicht! entflohen war mein Glück! —
Sie sehnte sich in ihre Stadt zurück;
Bat oft ins Haus mir unwillkommne Gäste,
Fuhr ohne mich zu manchem Feste;
Die Kinder mochten schrei'n,
Ich blieb in Wald und Haus allein.
Da nahm ich unsre Mutter dann ins Haus,
Sie sollte mir die Wirthschaft führen.
Allein nun war der Friede vollends aus;
Die Schwiegertochter wollte nicht pariren,
Sie weinte, schmollte,
Die Mutter zankte, grollte,
Und ich ging wie ein Sünder ab und zu.
Es half kein gutes und kein böses Wort,
Vertrauen, Liebe, Seeligkeit war fort! —

Hauptmann.

Herr Bruder! schaff' Dir und der Mutter Ruh!
Vertreib den Feind!

Oberförster.

So hab auch ich gedacht.
Ich gab Elisen, was sie eingebracht,
Ließ ihr die Tochter, ich behielt den Sohn,
Und schickte sie auf und davon.

Hauptmann.

Du hast gethan, was Du gemußt,
Geahnet hab ichs wohl, doch nicht gewußt;
Du und die Mutter schwiegt darüber.
Ich stand damals dem Feinde gegenüber,
Und dachte nur an Kampf und Sieg und Tod.
Doch gegen eine solche Hauskreuz-Noth,
Die glühend durch das Mark des Lebens
schleicht,
Scheint selbst ein Feldzug leicht,
Denn wie auch hier vielleicht die Kugel trifft,
Es ist fürs Vaterland, und doch kein langsam
Gift.

Oberförster.

Sie war nun fort! — weit, weit von mir
geschieden,
Und ich mit Sohn und Mutter nun allein,

Im Hause gab's zwar wieder Ruh und Frieden,
Im Herzen nicht, denn sie war nicht mehr mein!
Was ich gelitten, laß michs übergehen,
Die alten Wälder haben es gesehen. — —
Denn wenn die Seele nicht ein Bild mehr trägt,
Was sie allein bei Tag und Nacht erfüllt,
Wenn's Herz nur dann mit höhern Klopfen
schlägt,
Sobald zum Schuß einmal uns naht ein Wild,
Dann ist es um den Jäger schlecht bestellt,
Und er ist einsam in der weiten Welt! —

Hauptmann.

Hast Du nicht späterhin von ihr vernommen? —

Oberförster.

Nie mehr! selbst keine Zeile, die sie schrieb.
Ich hoffte erst, sie würde wiederkommen;
Ich dachte ja, sie hätte mich zu lieb,
Und könnte ohne mich nicht leben;
Sie würde mir ihr Unrecht eingestehen,
Sie würde endlich sich zu bessern streben,
Und, o wie gern hätt ich ihr dann vergeben!
Auch fühlt ich wohl, ich war zu weit gegangen;
Erst hatt' ich ihrer Anmuth nur gehuldigt,
Dann aber ihre Schwächen nicht entschuldigt;
Man soll nicht alles auf einmal verlangen.

Das Weib ist schwach, doch schwächer ist der Mann,
Der nicht das Schwach' ertragen, bessern kann!
Wie oft hab ich am Hügel dort gesessen,
Und, bis der Abend still gegraut,
Weit auf die Straße nach ihr ausgeschaut, —
Doch sie kam nicht! — Sie hatte mich vergessen! —

Hauptmann.

Die Undankbare! und wo lebt sie jetzt?

Oberförster.

Man hat ihr längst ein schwarzes Kreuz gesetzt;
Sie starb mit ihrer Tochter bald,
Dem Pastor, meinem Freunde, wards geschrieben! —
So bin ich denn in diesem tiefen Wald
Einsiedler hier geblieben.
Nichts hatt' ich, als die Mutter und den Knaben,
Doch auch die erstre wurde schwach und alt,
Du weißt, ich hab' auch sie begraben.
Da fühlt ich mich denn recht und ganz verlassen,
Dienstboten nur umgaben mich,
Ich konnte keine zarte Hand mehr fassen,

Die mir die Wolken von der Stirne strich,
Denn Conrad, mit dem jugendlichen Sinn,
Kennt nur die Wolken die am Himmel ziehn,
Ihn ließ ich gern sein fröhlich Wesen treiben,
Mein Kummer sollt ihm ein Geheimniß
bleiben. —
Da bittet mich mein Freund, der Pastor
Wach,
Ich soll Gevatter stehn bei seinem Kinde.
Ich fahre hin; die Hausfrau ist noch schwach,
Liegt noch im Bett', an ihrer Stelle finde
Ich dort ein Mädchen, die das Haus beschickt,
Bescheiden jeden Gast willkommen heißt,
Die Küche ordnet und die Tafel schmückt,
Die Kinder hier zur Sittsamkeit verweißt,
Dort freundlich sich zur Kranken bückt,
Kurz wie ein guter milder Geist
Im Hause waltet; ein gedrucktes Kleid
Ein einfach seidnes Band, das war
Ihr Kindtaufschmuck; das schöne blonde
Haar
Nicht, gleich den Krähen-Horsten, aufgebaut,
Nein, schlicht gescheitelt. Kurz, das Mäd-
chen da,
Was schildr' ich Dirs? Charlotte ist es ja!

Sie war, erzählte mein Gevattersmann,
Ein armes vaterloses Kind,
Die Mutter hatte sie ihm anvertraut,
Ihr einen Dienst zu suchen, — und geschwind
Bot ich mich ihr zum Dienstherrn an.
Der Pastor macht es mit der Mutter aus,
So kam denn Lottchen in mein Haus. —
Und wie sie ist, wie sie die Wirthschaft führt,
Und sich vom Morgen bis zum Abend rührt —

Hauptmann.

Das hab ich selbst mit Freuden schon gesehn.

Oberförster.

Allein sie bleibt dabei nicht stehn:
Wann mich der Auerhahn nicht schlafen läßt,
Und ich vor Tage schon mein Bett' verlasse,
Und denke: stör' sie nicht, sie schläft noch fest!
Da kommt sie schon und bringt mir meine Tasse.
Und komm ich Abends müde aus der Haide
Schleicht steif und müde hinter mir
Mein Hund, das alte treue Thier,
Da naht uns Lottchen und in toller Freude
Verläßt er mich und springt zu ihr.
Und mich empfängt ein freundliches Gesicht,

Ich find' ein einfach kräftiges Gericht,
Und alle meine besten Jagdgeschichten
Muß ich dem Mädchen treu berichten. —
Und wenn die Aerzte mich ans Zimmer binden,
Wenn Conrad spät im Forste bleibt,
Dann weiß sie bald ein gutes Buch zu finden,
Mit dem sie Zeit und Grillen mir vertreibt;
Und die Musik, mein Hauptvergnügen,
Aus meinem Hause fast verbannt,
Und das Clavier, das Jahre lang geschwiegen,
Hat sie geweckt mit kund'ger Hand,
Und alle meine alten Lieblingslieder
Hör ich von ihrer reinen Stimme wieder.
Und kommt der Pastor, wird von ernsten Dingen
Gesprochen, Lottchen hört bescheiden zu und schweigt;
Doch suchen wir sie ins Gespräch zu bringen,
O, wie sich des Spruches Wahrheit zeigt:
„Was kein Verstand der Verständigen sieht,“
„Das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüth!“
Doch wenn ihr dann die Wange höher glüht,
Und wenn das Auge größer wird und heller,
Dann faßt sie plötzlich sich und flieht
Hinaus und sorgt für Küch und Keller.

Seh' ich dies nun, so kanns nicht anders sein,
Es geht mein Herz in Wehmuth auf,
Das längst Vergangne fällt mir wieder ein,
Lebendig steigt Elisens Bild herauf;
Ich frage mich: warum zerrann mein Glück?
Das Weib, das ich vor allen mir erlesen,
Warum stieß sie mich kalt zurück,
Warum ist sie wie Lottchen nicht gewesen?
Und naht mir eine solche Frage, dann
Bin ich verstimmt, und fahr' das Mädchen an.

Hauptmann.

Ich freue mich, daß Du zufrieden bist.
Doch hast Du schon an Deinen Sohn gedacht,
Ob ihm das Mädchen nicht gefährlich ist? —
Du weißt wir hatten einen Plan gemacht —

Oberförster.

Einst unsre beiden Kinder zu vereinen,
Ei, dabei bleibt es, sollt ich meinen.
Mit diesem Plan ist Conrad längst vertraut
Und hält Dein Clärchen schon für seine Braut.
Der Junge, glaube mir, ist wahrlich gut,
Ein frisches, frohes, treues Jägerblut.

Charlotte kennt das Ganze, freut sich
drüber,
Neckt ihn auch wohl mit seiner Braut von fern,
Und Conrad geht dem Mädchen ernst vorüber,
Und spielt nur gegen sie den Herrn.

Hauptmann.

Nun wohl! dann ist der Bursche sehr gescheut;
Er will mir überhaupt recht wohl behagen!

Conrad.

(tritt aus dem Hause.)

Die Büchse, lieber Vater, ist bereit.
Das Frühstück hat Charlotte aufgetragen,
Sie läßt ersuchen — —

Oberförster.

Endlich! Gut, wir kommen.
Frisch, Alter, auf die Lippen eins genommen,
Sonst könnte Dir die Hand noch einmal zittern;
Ich darf nichts trinken, denn Charlotte schilt.
Komm! wenn ich in den Jagdrock mich gehüllt
Dann wollen wir die frischen Winde wittern!

Hauptmann.

Geh nur, ich komme nach! —

(Oberförster ab.)

Vierter Auftritt.

Der Hauptmann und Conrad.

Hauptmann.

Hör er, Patron!
Er scheint mir zwar ein guter Jägersmann,
Denn weidewund schießt er die Hirsche an,
Allein ist er denn auch ein guter Sohn?

Conrad.

Ich hoff es wohl, doch weiß ichs nicht, Herr
Vetter!

Hauptmann.

Mach er nicht Winkelzüge! Alle Wetter,
Jetzt aufgepaßt, ich fühl ihn auf den Zahn.
Wie ists, hat ihm sein Vater nicht befohlen,
Mein Clärchen sich zur Braut zu holen?

Conrad.

Befohlen nicht, er hat mir zwar erzählt,
Sie beide hätten schon für uns gewählt;
Doch sollt ich erst mit eignen Augen schauen,
Ob ich das halten will, was er versprach,
Und ob auch Clärchen mir vertrauen,

Ob sie das Leben mit mir theilen mag.

Hauptmann.

Das Mädchen ist ein Engel, weiß er das?

Conrad.

So grüßte sie mich öfters schon im Traum.

Hauptmann.

Zehntausend Thaler Mitgift sind kein Spaß.

Conrad.

Solch eine große Summe faß' ich kaum.
Der Jäger ist jedoch von Habsucht ferne,
Sein Gold, das ist der junge Tag,
Juwelen sind ihm Thau und Sterne,
Sein Silber, Mond und See und Bach.
Er hat mit wenigem genug;
Ein guter Schuß,
Ein lieber Gruß!
Das ist sein Spruch!

Hauptmann.

Ich will Dir Deinen Spruch nicht widerstreiten,
Doch frag ich Dich, willst Du mein Clärchen
sehn?
Willst Du mich gern zu ihr begleiten,
Und dort auch Deine Prüfung überstehn? —

Conrad.

Mit Freuden, liebster Oheim, wenn ich darf

Hauptmann.

So stell Dich her! sieh mir noch einmal scharf
Ins Auge. — Bursch, wie steht es hier?
(aufs Herz zeigend.)
Bist Du noch frei? —

Conrad.

Ich kann mit frohem Muth
Versichern, daß ichs bin!

Hauptmann.

Auf Ehre? Gut!
Gieb mir die Hand, Du sollst mein Clärchen
kennen,
Ich würde gern Dich meinen Eidam nennen;
Gefallt Ihr Euch, so mögt Ihr Euch verloben,
Ich halte Dir was ich versprach,
Alsdann sei Dir das Mädchen aufgehoben,
Bist Du ein Mann wirst, der sie fordern mag.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Charlotte.

Charlotte.

Der Herr läßt den Herrn Hauptmann doch
ersuchen — —

Hauptmann.

Zum Frühstück?

Charlotte.

Ja! das Warmbier wird sonst kalt,
Wir haben auch recht schönen frischen Kuchen,
Sie lieben ihn. —

Hauptmann.

Wer hat Dir das gesagt? —

Charlotte.

Ich hab es Ihrem Burschen abgefragt.

Hauptmann.

Du bist ein gutes Kind. Doch laß Dir sagen
Dem Conrad ordne seinen besten Staat,
Weil er mit mir in wenig Tagen
Die Brautfahrt zu bestehen hat.

Charlotte.

So wird es wahr, was ich voraus gesehn? —
Nun ich will waschen, platten, nähn,
Er soll recht schmuck vor seiner Braut erscheinen.

Hauptmann.

Freut Dichs, wenn unsre Kinder sich vereinen?

Charlotte.

Von Herzen! aber eh Sie von uns fahren,
Will ich noch ungesäumt
Für Clärchen Ihnen manches offenbaren,
Was unser junger Herr von ihr geträumt.

Conrad.

Schweig doch, wie kannst Du meine Traum-
Gesichte?

Charlotte.

Doch junger Herr! man findet dort und hier
Bisweilen wohl ein Blatt Papier
Und drauf recht niedliche Gedichte.
Die Sammlung die ich mir davon gemacht,
Sie hab ich Clärchen zugedacht.

Conrad.

Ich werde böse!

Charlotte.

Das ist einerlei,
Die Mädchen stehn einmal einander bei.

Hauptmann.

Natürlich! (für sich)

O, hier ist nichts zu besorgen!
(laut zu Lottchen)
So magst Du waschen, platten, nähn,
Conrad und ich, wir reisen übermorgen.
Jetzt ist mir flau, ich will zum Frühstück gehn.

Charlotte.

Zuvor noch eine Bitte: halten Sie
Den Herrn zurück heut von der Jagd!

Hauptmann.

Laß doch! was giebst Du Dir so viele Müh?
Was geht Dichs an, wenn er sich kränker macht?

Charlotte.

Was es mich angeht? Lieber Gott! so haben
Sie sicherlich Ihr Clärchen nie gefragt.

Hauptmann.

Die ist auch meine Tochter! aber Du — —

Charlotte.

Ich freilich bin verwaist, ich steh allein,
Gehöre dienend nur dem Hause zu;
Da meinen Sie, darf man nicht Tochter sein!

Hauptmann. (küßt sie auf die Stirn.)

Nicht doch, so böse war es nicht gemeint;
Thu was Dein Herz Dir sagt, — ich bin
Dein Freund!

(ab)

Sechster Auftritt.

Conrad. Charlotte.

Conrad.

Bleib Lottchen, endlich sind wir ja allein!
Ich sage Dir, es geht mir durch die Seele,

Wenn Du mich neckst, ich kann nicht fröhlich
sein,
So lang ich mich mit banger Ahnung quäle.
Was Du mir bist, ich darf es nicht gestehen,
Ich muß Dir kalt und ernst vorübergehen,

Charlotte.

Mein liebster Conrad gieb Dich ruhig drein
Und sei gefaßt, wir müssen jetzt noch schweigen,
Bis sich der günstge Augenblick wird zeigen.

Conrad.

Und wenn Du fremd mich nennst, den jungen
Herrn,
Gehorsam mich bedienst, ich darf nur winken,
Dann zieht es mich zu Dir, dann möcht ich
gern
Vor aller Welt Dir in die Arme sinken.

Charlotte.

Sei ruhig! Sieh ich bin ja auch gefaßt;
Was wir gelobten, dürfen wir nicht brechen!
Ich baue viel auf unsern lieben Gast,
Er ist so gut, er wird das Wort uns sprechen.

Conrad.

Glaubst Du den Vater wirklich zu bewegen?

Charlotte.

Ich hoff es ja! er hat mir oft die Hand,

Wenn ich in stiller Demuth vor ihm stand,
Aufs Haupt gelegt, als sei es Vater-Seegen.
Gewiß der Augenblick ist nicht mehr fern,
Der uns erlaubt ihm alles zu bekennen,
Und glänzt uns erst der Vaterliebe Stern,
Dann will ich Dich nicht mehr den jungen Herrn,
Nein, meinen Herzens-Conrad nennen.

(der Oberförster tritt unbemerkt in Jagd-Kleidung in die Hausthür.)

Conrad.

Und dann — o Lottchen! welche Seeligkeit!

Charlotte.

Vertrau auf Gott! das Ziel ist nicht mehr weit.

Conrad.

Nur einmal laß mich herzlich Dich umfangen,
Nur einen Kuß auf Deine lieben Wangen,
Dann hab ich Trost für lange lange Zeit!

(sie umarmen sich.)

Oberförster.

(tritt hervor und reißt sie auseinander.)

Charlotte! Conrad! Ihr Euch hier umfangen? —
Mein eigner Sohn, mit meiner Magd? —
So schändlich also bin ich hintergangen? —
Du bist sofort aus meinem Dienst gejagt.
Du Bube, auf Dein Zimmer! Gott bewahre

Mich vor Verzweiflung. — Nun so fahre hin
Vertraun und Glaube! Legt mich auf die
Bahre! — —
Es war ihr nicht um meine grauen Haare,
Nein nach dem Sohne stand ihr eitler Sinn.
Schweigt! Ihr seid schuldig! Nicht ein Wort!
Aus meinen Augen fort!

(Conrad und Charlotte gehen still ab.)

Es ist kein Gold auf dieser Welt mehr ächt!
Der Mensch ist ein erbärmliches Geschlecht!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Zimmer in des Oberförsters Wohnung. Der Oberförster sitzt an einem Tische, den Kopf auf die Hand gestützt; der Hauptmann geht im Zimmer auf und ab.

Hauptmann.

So hör doch, Alter! zanke, fluche lieber,
Nur so im Schweigen brüte länger nicht!
Gewitter gehen schneller über,
Sobald ein Sturm die Wolken bricht.

Oberförster.

Vorüber? — Wenn die Saat zerschlagen,
Was hilft uns dann noch Sonnenschein? —
Geknickter Halm wird keine Frucht mehr tragen.
Was soll ich noch zu hoffen wagen? —
Betrogen steh ich, und allein!

Hauptmann.

Bin ich denn wen'ger hintergangen? —
Als ich den beiden auf den Zahn gefühlt,
Da standen sie so dreust und unbefangen,
Und haben doch gar arg mit mir gespielt!

Oberförster.

Verlaß Dich drauf! sie solln es büßen,

Charlotte? Fort mit dieser Schlange!
Der Bube aber soll gehorchen müssen,
Davor sei Dir nicht bange!

Hauptmann.

Nicht also! Conrad ist Dein einz'ges Kind, —
Gezwungne Liebe bringt nicht Seegen.
Ich warnte Dich, Du warest blind;
Du trägst mithin auch einen Theil der Schuld,
Drum laß uns in Geduld
Und nicht im Zorn die Sache überlegen.

Oberförster.

Du tritst zurück? —

Hauptmann.

Es war ein schöner Plan,
Daß unsre Kinder sich verbinden sollten;
Doch kam es immer auf die Frage an,
Ob sie denn auch einander haben wollten?
Dein Conrad hat die Frage jetzt entschieden,
Gewähr' ihm was sein Herz begehrt;
Mein Clärchen kennt ihn nicht, so wird ihr Frieden,
Auch weiter nicht gestört.

Oberförster.

Du willst, ich soll den schwachen Vater spielen? —

Hauptmann.

Wer hieß Dich denn das Mädchen so erheben? —
Der Sohn hat seinem Vater recht gegeben,
Nur daß die jungen Leute heißer fühlen.
Du hast sie Deine Tochter oft genannt,
Mach sie dazu, und gieb ihr Conrad's Hand.

Oberförster.

Es kann nicht sein! sie haben mich betrogen!
Ich will Charlotten nicht mehr sehn!

Hauptmann.

Wohl hast Du recht. Der Bursche hat gelogen,
Darüber muß er Rede stehn.
Ich will sofort in das Verhör ihn nehmen,
Er soll bekennen und sich schämen! —
(er klingelt.)

Oberförster.

Was machst Du?

Hauptmann.

Nun die Wolken will ich brechen,
Der Sache klar ins Auge schaun.
Ein Vater muß mit seinem Sohne sprechen
Und neu erwecken das Vertraun.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Conrad.

Hauptmann.

Hör' Bursche, als ich Dich vorhin gefragt;
Ob noch dein Herz von aller Neigung frei?
Da hast du dreist mir: Ja! gesagt,
Und doch vernehm ich, daß es anders sei.
Du hast uns also gröblich hintergangen,
Drum muß ich Rechenschaft von Dir verlangen!

Conrad.

Nicht hintergangen! —

Hauptmann.

Nicht? Du lügst schon wieder?
Geh in Dich Mensch! sprich nicht mehr nein!
Dort sitzt der Vater, wirf Dich vor ihm nieder,
Bekenn' ihm alles — und er wird verzeihn.

Conrad.

Ach, Vater!

Oberförster.

Willst du jetzt mir alles sagen?

Conrad.

Ich kann ja nicht! Du mußt Charlotten fragen.

Oberförster.

Wie? soll ich von der Dirn' erst mir erholen,
Was mir der Sohn nicht selbst vertrauen mag?
Ich fühl's! sie hat mir meinen Sohn gestohlen!

Conrad.

Nein! Vater! nein! nur frage jetzt nicht nach.

Hauptmann.

Muß man sich seiner Liebe schämen,
Dann taugt sie nichts. — Gesteh es zu,
Nicht wahr, die Lotte möchtest Du
Viel lieber Dir zu Frau, als Clärchen nehmen?

Conrad.

Zur Frau? Bewahre! — Oheim, nein, ich reise
Mit Ihnen!

Hauptmann.

Jetzt reißt die Geduld mir aus!
Versuch es mir zu nahn, bei Gott ich weise
Den Lügner mit den Stock hinaus!

Oberförster.

Leichtsinniger, so willst Du Deine Lust,

Dein Spiel nur mit dem Herzen treiben?
Hier sinkst Du einem Mädchen an die Brust,
Dort willst Du Bräutgam einer andern bleiben?
Drängst Du Dich allenthalben an,
Und läßt das Werthe immer wieder fahren?
Ein ächter Jägersmann
Muß treue Lieb' bewahren!
So Bursch ist Deines Vaters Sinn!

Hauptmann.

Wo ist Charlotte!

Conrad.

Fort! nach Thalheim hin!

Oberförster.

Gewiß zu unserm Pastor Wach!
Der aber wird ihr die Epistel lesen,
Er ist zu lange schon mein Freund gewesen,
Als daß er sie entschuld'gen mag.
Da kommt er! Freund — —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Pastor Wach.

Hauptmann

Laß mich es ihm erzählen!

Pastor.

Ich weiß es schon, und bin hieher geeilt;
In solcher Stunde darf der Freund nicht fehlen,
Damit er auch das Schwere theilt.

Oberförster.

Ein bittrer Kummer trifft mein Haupt,
Der Glaub' an meinen Sohn ist mir geraubt,
Und sie, die ich wie meine Tochter hielt — —

Pastor.

Charlotte? — Sieh, ich habe es übernommen,
Hier, wo's den Frieden Deines Hauses gilt,
Statt ihrer noch einmal zu Dir zu kommen.

Oberförster.

Versuch es nicht, sie vor mir zu vertreten.

Pastor.

Das Mädchen hat mich nur gebeten,
Dir zu eröffnen; was ihr doch vielleicht
Noch zur Entschuldigung gereicht.

Oberförster.

Das ist nicht möglich!

Pastor.

O, wo ist die Zeit,
In der Dein Herz nicht solche Zweifel kannten?

Wo sichs vertrauend noch zu jedem wandte,
Gern zu entschuldigen bereit. — —

Oberförster.

Wer hat den Glauben mir zerstört? —

Pastor.

Du mochtest niemals sonst verdammen,
Bevor Du nicht den Schuldigen gehört.
So fasse die Erinn'rung denn zusammen,
Als sei die alte Zeit zurückgekehrt,
Und, mit dem Herzen alter Liebe voll,
Vernimm, was ich Dir sagen soll!

Oberförster.

Ich höre! doch sei kurz!

Pastor.

Ein Freund von mir,
Den eines Mädchens seltne Schönheit rührte,
Nahm sie zum Weib und zog mit ihr
Weit fort, wohin sein Amt ihn führte.
Ob sie jedoch am eignen Heerde
Mit Lust und Liebe walten werde,
Sie, die bisher beim Kerzenlicht
Nur gern im Tanz dahin geflogen,
Zu keiner Arbeit streng erzogen,
Ob sie das werde, fragt er nicht.
Und was sie übernehmen sollte,

Der Gattin und der Mutterpflicht,
Sie kannt' es nicht, und als sie's wollte,
Erschrack sie drob, und that es nicht.

Oberförster.

Ich kenne das! — nur weiter, weiter! —

Pastor.

An allem fehlt' es bald im Haus.
Das junge Paar blieb Anfangs heiter,
„Das gleicht sich, hieß es, wieder aus,
„Wenn man erfahrner wird und älter!“
Doch Liebe, die nur übernimmt,
Was ihr erfreulich scheint und leicht,
Die sich verdüstert und verstimmt,
Sobald sich Müh' und Sorge zeigt,
Wird, wie der Spätherbst, immer kälter.

Oberförster.

Ja wohl! ja wohl! —

Pastor.

Der junge Mann
Erkannte endlich diese Mängel,
Doch statt sein Weib in ihren Pflichten
Nachsichtig ernst zu unterrichten,
Ward ihm der sonst gepries'ne Engel
Zuwider. In des Gatten düstern Zügen
Lag unverstanden strafender Verweis.

Sie sucht' ihn zu zerstreun, ihn zu vergnügen,
Doch er gefror nur um so mehr zu Eis.
Leichtsinn und Strenge passen nie zusammen,
Der will entschuld'gen, jene will verdammen,
Und was in diesem Streit dazwischen lag,
Das arme Herz, bricht nach und nach.
Da trat des Gatten Mutter noch hinzu,
Die junge Frau ward gänzlich unterdrückt,
Und eher gab's im Hause keine Ruh,
Bis sie der Mann von sich geschickt.

Oberförster.

Gevatter! — —

Pastor.

Und mit tief verletzter Seele
Floh die Verstoßne in die Einsamkeit,
Sie prüfte, sie erkannte, was ihr fehle,
Und war zu jedem Opfer bald bereit.
Die beste Schule ist ein trüb' Geschick.
Sie änderte ihr ganzes Wesen,
Sie sehnte sich nach häuslich stillem Glück,
Und dachte: „Er, der mich zum Weib erlesen,
„Er liebt mich noch, er ruft mich wohl zurück!
„Dann soll das alles, was ihn oft gequält
„An mir verschwinden,
„Und das, weshalb er mich vor dem gewählt,

„Das soll er an mir finden!“ —
Allein sie hoffte, harrete vergebens,
Und so entschwand das Glück des Lebens.
(Charlotte ist bei den letzten Worten unbemerkt eingetreten und mit gefalteten Händen an der Thüre stehen geblieben.)

Oberförster.
(aufgeregt.)

Was soll das? —

Pastor.

Und sie faßte den Entschluß,
Ihr Töchterlein so sorgsam zu erziehen,
Bei stillem heiligem Naturgenuß,
In ernster Wissenschaft und in den Mühen,
Und Pflichten einer Hausfrau, als der Gatte
Die Mutter einst gewünscht, doch nicht befunden hatte.
Und wär' ihr dies gelungen, dann
Beschloß sie, aus den treuen Mutterhänden
Dem immer noch geliebten Mann
Die Tochter unerkannt zu senden,
Und wenn das Mädchen jede Pflicht erfüllt,
Und wenn sie dienend seine Gunst erworben,
Dann solle sie ihm sagen unverhüllt:
„Vergieb, die Mutter ist noch nicht gestorben;
„Ich bin Dein Kind, ich bin ihr Ebenbild!“

Oberförster.

Mein Gott! — Charlotte? — —

Charlotte

(stürzt ihm zu Füßen.)

Vater!

Oberförster.

O mein Kind!

Warum hast Du Dich mir so lang verhüllt?

Hauptmann.

So gehts, wenn wir ein alter Brummbär sind!

Pastor.

Was Dich mit Liebe jetzt für sie erfüllt.

S' ist nur der Abglanz von der Mutter Bild.

Oberförster.

Und Deine Mutter? Deine Mutter?

Pastor.

Hier!

Nimm die vom Tod Erstandne wieder hin!

Conrad.

(führt die Mutter herein:)

Dein Conrad, Vater, bringt die Mutter Dir.

Pastor.

Du hast gesiegt getreue Dulderin.

Oberförster.

Elisa!

Elisa.

August! Kannst Du mir verzeihn? —

Oberförster.

Mein tief betrauert Weib, sie wieder mein!

Pastor.

Ich seegne Euern Bund aufs neue ein.

Conrad.

Und Vater — —

Charlotte.

Vater —

Oberförster.

Still! wollt Ihr das Herz mir brechen? —
Kommt Weib und Tochter in mein Kämmerlein,
Ich habe viel, so viel mit Euch zu sprechen,
Doch ohne Zeugen muß es sein;
Es soll mein Herz sich wieder ganz ergießen,
Wie Frühling soll es durch die Brust mir wehn,
Ich will nichts thun, nichts thun, als Euch umschließen,

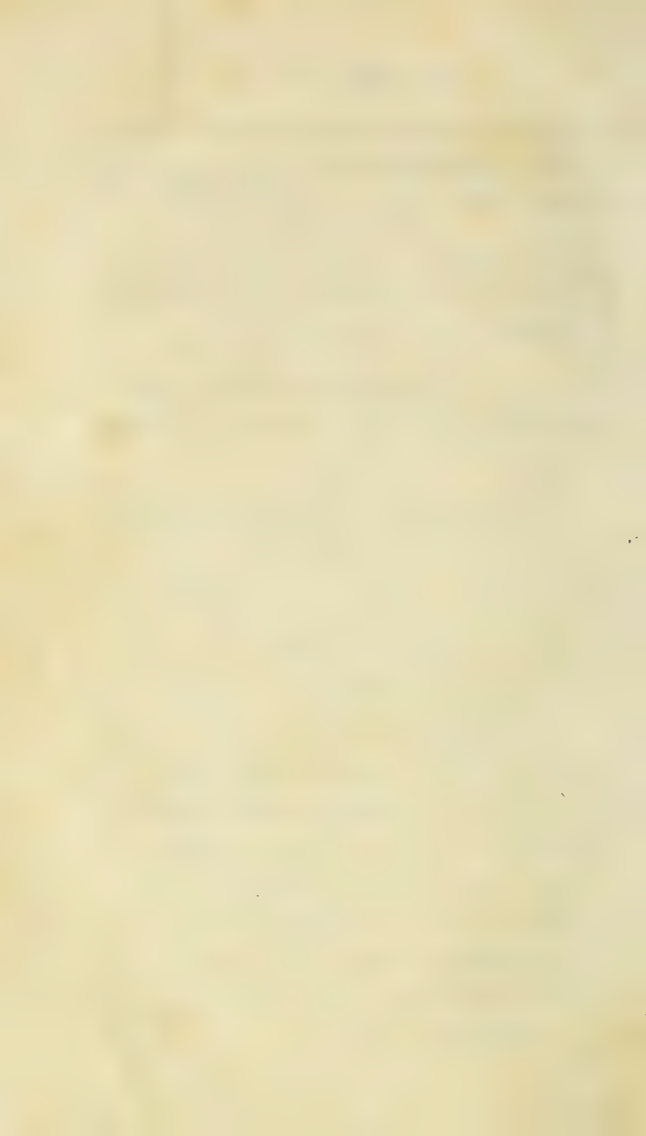
Und satt mich an den theuern Zügen sehn!

(zum Hauptmann und Conrad.)

Ihr beide könnt indeß den Sechzehn-Ender schießen!

(Während der Oberförster mit Frau und Tochter abgeht, und der Hauptmann sich mit Conrad die Hände reichen, fällt der Vorhang.)

Ernst v. Houwald.



IV.

Richtet nicht!

Erzählung.





In der glücklichen Zeit der Kinderjahre, wo wir die Verschiedenheit der Stände noch nicht kennen, wo die Vorurtheile der Welt das frohe weiche Herz noch nicht verhärten, und wo sich nur dasjenige zusammen findet, was durch Unschuld und gleichgestimmte Fröhlichkeit für einander paßt; in dieser glücklichen Zeit hatten sich die beiden Nachbars-Kinder Sophie und Fritz kennen gelernt, mit einander oft gespielt, und sich innig lieb gewonnen. Aber die Verhältnisse ihrer Eltern waren gar sehr verschieden, denn Sophie war die einzige Tochter des reichen Bürgermeisters Hold, Fritz aber der Sohn einer armen kranken Wittwe, welche unter dem Namen Frau Jonas bekannt war, und sich kaum mit ihrem Knaben ernähren konnte; ja es würde bei ihr oft an dem Nothdürftigsten, und an aller Pflege gefehlt haben, wenn nicht, durch Sophiechens Fürsprache bewogen, die

mitleidige Mutter derselben im Stillen die arme Nachbarin unterstützt hätte, und wenn nicht in der allerdrückendsten Zeit ein Retter in der Noth erschienen wäre. Der ältere Bruder des verstorbenen Weber Jonas hatte sich seit vielen Jahren schon aus seiner Heimath entfernt. Er war in seiner Jugend ein wilder ungezügelter Knabe gewesen, und galt bei denen, die sich seiner noch erinnerten, für einen Taugenichts. Der Webstuhl des Vaters wollte ihm nicht schmecken, er zog den blanken Waffenrock vor, und war kaum auf der Schule zu einer gewissen Reife gelangt, als er davon ging und in einem fremden Lande, welches eben in harte Kriege verwickelt war, Dienste nahm. Der kräftige Arm, das frohe treue Herz waren willkommen, er diente mit Auszeichnung und focht manche siegreiche Schlacht mit. Ob er aber gleich in seiner Vaterstadt fast verschollen war, so hatte er sie doch nicht vergessen, so wußte er doch von Zeit zu Zeit sich Nachricht aus der Heimath zu verschaffen, und so hatte er denn auch den Tod seines Bruders und die gänzliche Verarmung seiner Hinterlassenen vernommen. Es war einmal

seine Freude sich zum Kampfe in die Schranken zu stellen, aber nicht blos gegen die Feinde, die ihm mit Schwert und Muskete entgegen zogen, sondern auch gegen die Feinde des menschlichen Glückes; er faßte daher den schnellen Entschluß, seinen Abschied zu nehmen, die Waffen niederzulegen, und andern Waffen gegen die Armuth und den Mangel zu ergreifen, von welchen die Wittwe und der Knabe seines geliebten Bruders hart gedrückt wurden. In jenem Lande, dem er bisher als Soldat gedient, es war England, gilt die Sitte, daß nach vollendetem Feldzuge diejenigen, welche Wunden aufzuweisen haben, eine Entschädigung an Gelde dafür erhalten, die um so höher ausfällt, je gefährlicher die Wunden gewesen sind. Hans Jonas hatte zwar niemals daran gedacht, seine Tapferkeit und sein Leben für Geld anzuschlagen, allein jetzt bedurfte er dessen für die verarmten Verwandten; er zeigte seine Wunden vor, erhielt eine nicht unbedeutende Entschädigung und dachte: „jetzt darfst Du das Geld nehmen, Du hast Dirs mit Deinem Herzblute redlich verdient, um es denen zu bringen, die Dir am Herzen liegen!"

So trat er, als ein unerwarteter Retter, in die ärmliche Hütte der Wittwe, übernahm die Sorge für sie und den kleinen Fritz; und da er wohl einsah, daß die mitgebrachte Summe nur eine Zeitlang ausreichen werde, so bot er dem Gerichtsamtmann des Städtchens seine Dienste als Schreiber an; und verdiente hier durch angestrengten Fleiß soviel, daß er sich und seine armen Verwandten ernähren konnte.

Fritz gewann den Oheim zwar von ganzem Herzen lieb, und hing an ihm wie an seinem Vater; allein das Opfer was dieser ihm und der Mutter brachte, erkannte der Knabe noch nicht, er trieb seine lustigen Spiele, ging fleißig in die Schule, und hielt die freundlichen Worte die ihm Sophiechen sagte, den Blumenstrauß den sie ihm gab, und die kleinen Unterstützungen, die sie ihm von ihrer Mutter zuwendete, viel höher, als die fortwährende Sorge, und angestrengte Arbeit des Oheims Hans Jonas. — Sophiechen hatte ihm eines Tages gestanden, daß es ihr höchster Wunsch sei, ein Rothkehlchen zu besitzen; und Fritz, der die ganze Gegend genau kannte, war an einem Sonn-

tage früh in den Wald gegangen und hatte im tiefen Dickicht desselben seine Sprenkel aufgestellt, um das Vöglein für die geliebte Gespielin zu fangen. Hier begegnete er einem wohlgekleideten Reisenden, der ihn fragte, ob er ihn wohl auf den rechten Weg nach R. bringen könne? Fritz kannte die verschlungendsten Waldespfade, erbot sich sogleich zum Wegweiser, und erfuhr, daß der Fremde sich am späten Abend in dem Walde verirrt, und die Nacht in demselben zugebracht habe. Der Knabe führte ihn nach einem stundenlangen Wege endlich an den Rand des dichten Waldes, zeigte ihm in der Entfernung den Thurm des Dörfchens R. und wollte nun wieder zu seinen Sprenkeln zurück eilen. Der Fremde aber hatte während ihrer Wanderung viel mit dem Knaben gesprochen; hatte sich seine Lebensverhältnisse erzählen lassen; und da ihn das offne treuherzige kräftige Wesen des Kleinen innig anzog, so gab er ihm nicht allein eine ziemlich reichliche Belohnung, sondern merkte sich auch seinen Namen und seinen Geburtsort in der Schreibtafel an, und sagte ihm beim Abschied: „er werde ihn nächstens besuchen!“ —

Fritz flog nach Hause, brachte sein reichliches Botenlohn der Mutter, erzählte sein Abentheuer, vergaß aber bald über das nächste Rothkehlchen, welches er Sophiechen bringen konnte, den freundlichen fremden Herrn. Dieser hatte den Knaben jedoch nicht vergessen, denn nach einigen Wochen kam ein Wagen in das Städtchen gerollt, und hielt vor dem Gasthause. Ein wohlgekleideter Herr stieg aus, besuchte den Bürgermeister Hold, dann den Gerichtsamtmann, und trat endlich am Nachmittag in die ärmliche Hütte der Wittwe Jonas. Fritz erkannte in ihm bald den verirrten Wanderer, den er zurecht gewiesen, und dieser, der den fröhlichen Knaben herzlich an sich drückte, hieß ihn dann herausgehen, und setzte sich mit der Mutter und dem Oheim Hans Jonas zusammen, um über das künftige Schicksal des kleinen Fritz manches Wichtige mit ihnen zu sprechen. Der Fremde gab sich als den Herrn von Wilden, dem jetzigen Besitzer des Dorfes R., welches ihm erst kürzlich durch Erbschaft zugefallen war, zu erkennen. Er erklärte, daß ihn der Knabe so innig angesprochen habe, wie noch kein ande-

res Kind; daß er sich nach ihm genau erkundigt und nur Gutes von ihm und der ganzen Familie Jonas gehört; und daß er nun das unvermuthete Zusammentreffen mit ihm für einen Wink der Vorsehung halte, sich dieses armen aber talentvollen guten Knaben väterlich anzunehmen, da er selbst kinderlos sei. Er machte der Mutter und dem Oheim den Vorschlag, ihm den Knaben zu überlassen, den er auf sein anderes entfernt liegendes Gut mitnehmen wolle, und versprach für dessen weitere Ausbildung und Zukunft redlich besorgt zu sein. — Das Anerbieten war zu günstig, es konnte nicht zurück gewiesen werden, alle Freunde und Nachbaren riethen es anzunehmen, und so trennte sich denn Fritz schmerzlich von den Seinigen, am schmerzlichsten aber doch von seiner Gespielin dem kleinen Sophiechen, und zog mit seinem neuen Pflegevater in die neue Heimath. —

Herr von Wilden hielt treulich, was er versprochen, er ließ seinen Pflegesohn zuvörderst in seinem Hause unterrichten und brachte ihn dann auf ein nahes Gymnasium, wo Fritz nicht allein in den Wissenschaften,

bedeutende Fortschritte machte, sondern seine Freistunden auch dazu anwendete, um in der Lieblingskunst seines Pflegevaters, der Musik, sich zu vervollkommnen, und besonders auf der Violine eine bedeutende Fertigkeit zu erlangen. Herr von Wilden hatte wahre herzliche Vaterfreuden an dem Knaben, und durch sie hinlänglichen Lohn für alle übernommene Sorgen; allein die arme kränkliche Mutter Jonas sollte dies nicht erleben; sie hatte, was sie beim Abschied ahnte, dem Liebling wirklich den letzten Kuß gegeben, und starb einige Monate nach der Trennung von ihrem Fritz. — Auch der Oheim Hans Jonas sollte noch einmal das stille Häuschen verlassen, und aus seiner Ruhe noch einmal in das Getümmel des Krieges hinaus ziehen. Der verheerende Krieg war nehmlich aufs neue ausgebrochen, er hatte ganz Deutschland unter die Waffen gestellt, fremde Völker schienen die deutsche Kraft gebrochen zu haben. Da rief der heldenmüthige König sein Volk zu den Waffen, der große Kampf für Freiheit und Vaterland begann, und auch Hans Jonas vertauschte wieder die Feder mit dem Schwerte,

und stellte sich als kundiger Krieger fröhlich in die Reihen der Freiwilligen, und focht die Schlachten seines Königs mit.

Das Häuschen, in dem die Familie Jonas gelebt hatte, stand nun verödet, es wurde bald von fremden Menschen bewohnt; und Sophiechen blickte oft traurig auf die kleinen Fenster hin, aus denen ihr kein freundliches vertrautes Antlitz mehr entgegen lächelte. Der alte Bürgermeister Hold erhielt aber jedoch von Zeit zu Zeit Nachricht von den erfreulichen Fortschritten des Fritz Jonas, unterließ auch nicht sie den Seinigen mitzutheilen und seine Freude darüber laut auszusprechen, daß ein so armes Kind seiner Vaterstadt vielleicht noch ein bedeutender Mann werden, und sich und seinen Geburtsort zu Ehren bringen könne. Aber er sollte bald mit Fritz in ein noch näheres Verhältniß treten. Der Wohlthäter des Letztern nehmlich, Herr von Wilden, starb auch nach einigen Jahren, und da er bemerkt, wie sein Pflegesohn immer mit begeisterter Liebe von dem Bürgermeister Hold und dessen Familie gesprochen, so hielt er diesen am geeignetsten, künftighin

die Stelle eines Vaters bei dem Knaben zu ersetzen, weshalb er ihn denn zum Vormund seines Pflegesohnes ernannte, welchem er in seinem Testamente ein bedeutendes Capital unter der Bedingung ausgesetzt hatte, daß er sich durch Fleiß und sittliches Betragen dessen stets würdig bezeigen müßte; im entgegen gesetzten Falle aber solle dieses Capital dem Friedrich Jonas nicht ausgezahlt, derselbe vielmehr seinem Schicksale überlassen werden, und das Vermächtniß einer milden Stiftung zufallen. — Als der Bürgermeister das Testament erhielt, und Fritz sich mit einem sehr innigen, kindlich frommen Briefe an ihn wendete, rief er gerührt aus: „Ja ich will Dein Vormund, Dein Vater sein! Du braver Junge! das Capital wird Dir nie verloren gehen, dafür ist mir nicht bange, Dir ist durch eine wunderbare Fügung geholfen!“ Die Voraussagung des Bürgermeisters schien sich auch immer mehr zu erfüllen; Fritz erwuchs in blühender Gesundheit, die Zeugnisse seiner Lehrer lauteten immer günstiger, in des alten Hold's Brust mehrte sich das Wohlwollen für den Verwaisten, und jeder Tag, welcher

günstige Kunde von dem fernen jungen Freunde brachte, wurde Sophien zum frohen Festtage.

Das Mädchen nahte jetzt dem Alter, wo das Kind zur Jungfrau heranwächst, wo sich die Blicke der jungen Männer zuerst beobachtend und auszeichnend auf sie richten, und die Augen der übrigen sogenannten Freundinnen neidisch machen, und jede Auszeichnung erspähen, die der einen vielleicht mehr zu Theil wird, als der andern. In solcher Zeit schaut die heranwachsende Jungfrau eher mit Sehnsucht auf das Loos der bereits Erwachsenen denen sie gleich zu stehen wünscht, als zurück auf die seeligen Freuden der unbedeutenderen Kindheit, die nur erst in spätern Jahren, und wenn manche bittere Täuschung unsere Erwartungen vom Leben herabgestimmt haben, uns wieder wie ein Stern in dunkler Nacht erscheinen. Sophie glich einer schönen aufblühenden Rose; sie ward allenthalben ausgezeichnet, zumal die Güte ihres Herzens, die Reinheit ihrer Seele der schönen äußern Form entsprach; und es drängte sich mancher junge Mann in ihre Nähe, der künftig Anspruch auf ihre Hand zu machen gedachte. Allein

sie blieb das unbefangene kindlich-frohe Wesen, und wie auch bittere Neckereien sie wohl hätten stören können, dennoch ging ihr alles ruhig vorüber, als stehe ein unsichtbarer Genius ihr zur Seite, und halte sein Schild über ihr reines Herz. Aber die Freundinnen meinten, daß nicht die himmlische Unschuld, nicht die frohe unbefangene Kindlichkeit, sondern ein anderer Grund dahinter stecken müsse; und da nun Sophie oft von Fritz Jonas und von den guten Nachrichten, die man von ihm erhalten, wie fleißig er sei, und wie er zu den schönsten Hoffnungen berechtige, oft erzählte, so schien es keinem Zweifel mehr unterworfen, daß nur das Bild des Jugendfreundes, in Ihrem Herzen feststehe und alle übrigen Eindrücke verschmähe; und es fehlte nun nicht an thörichten fast unbarmherzigen Neckereien, die mit ihrem bittern Stachel das sorglos schlummernde Herz verwunden und es aufwecken sollten, zumal Fritz bei seiner reichen Erbschaft den meisten ein recht beneidenswerther Jüngling schien. Sophiens Mutter hörte mit Mißfallen diesen Ton, der einen großen Theil der Unterhaltung der Freundinnen ausmachte;

es that ihr wehe, daß die ältern Mädchen die kindliche Unbefangenheit der jüngern zu verletzen strebten; sie erblickte hierin mit Recht die Quelle so manchen Fehlgriffes, so manchem zu frühzeitigen Bundes, wodurch arglose Jungfrauen ihr Loos vertrauensvoll an einen Mann binden, der selbst noch kaum zu entscheiden vermag, ob das aufbrausende Gefühl des Herzens nicht trüge, ob sie harmonisch zu einander stimmen, ob hohe Achtung ihrer Liebe Dauer geben, ernstes Kämpfen gegen eignes, und sanftes Dulden gegen fremde Schwäche ihrem Bunde auch dann noch Glück sichern werde, wenn längst der Rausch der Leidenschaft entflohen sei? Die verständige Mutter hatte auch ihre Tochter zu diesen Ansichten erzogen, weshalb letztere denn ruhig und unerwiedert alle jene Neckereien ertrug, und sich im stillen reinen Herzen des Bewußtseins erfreute, daß sie dem Fritz wirklich von ganzer Seele gut sei, und daß er dies auch so recht in vollem Maaße verdiene. Aber sie sollte eine harte Prüfung überstehen, denn die Freundinnen unterließen nichts, ihr diese stille Seeligkeit zu trüben.

Es waren die Schulferien wieder eingetreten, die Fritz sonst immer bei seinem Pflegevater, dem Herrn von Wilden verlebt hatte. Dieser war jedoch todt, und jetzt hatte Fritz von seinem Vormunde dem Bürgermeister Hold die Erlaubniß erhalten, die Ferien diesmal in seiner Vaterstadt, im Hause des Vormundes zubringen zu dürfen. Längst war alles auf seinen Empfang bereit und sein Stübchen geordnet, man hatte ihn seit sechs Jahren nicht gesehen, und war nun begierig den Erwachsenen wieder zu begrüßen; allein es verging ein Tag nach dem andern und Fritz erschien immer noch nicht; von demselben Gymnasium waren andere Schüler, wie man wußte, schon in ihrer Heimath eingetroffen, nur Fritz blieb aus. Sophie war in eine Abendgesellschaft gegangen; sie fand hier eine Freundin mit Namen Julie, die von einer kleinen Reise zurückgekehrt war, und eben, als Sophie in das Zimmer trat, eine wichtige Neuigkeit erzählt zu haben schien, wovon sie jedoch, als sie Sophien erblickte, sogleich abbrach. Allein die übrigen neugierigen Mädchen drangen in sie, fortzufahren,

und Julie, die sich nicht lange bitten ließ, sagte mit einem wehmüthig verstellten Blick, in welchem die Schadenfreude aber nicht zu verkennen war: „Ich hätte Dir es gern erspart, „mein Sophiechen, allein was hilft das „Schweigen; was alle wissen, wirst auch Du „bald genug erfahren, und so ist es besser, „wenn Du es aus dem Munde einer Freun„din hörst!“ —

„Mein Gott, was habt Ihr denn?“ rief Sophie erschrocken, „was soll ich denn hören?“ —

„Ja nun, fuhr Julie fort,“ ich kann Dir jetzt genau berichten, weshalb Herr Friedrich Jonas noch nicht hier eingetroffen ist, und weshalb Ihr wohl auch für immer auf ihn vergeblich warten möchtet. Er ist nehmlich auf und davon gegangen, und zieht mit einer liederlichen Bettlergesellschaft im Lande umher. Was es für Abentheurer sind, und aus wie vielen Personen die noble Gesellschaft besteht, weiß ich selbst nicht anzugeben; ich habe nur gesehen, wie er auf einem öffentlichen Spaziergang zu S. im Gedränge von vielen Menschen die Violine spielte, während ein alter

blinder Mann von einem Knaben geleitet, die Almosen dafür in seinem Hute einsammelte. Alle Welt wunderte sich, daß ein so hübscher junger Mensch sich an solches Gesindel gehangen habe, und man gab deutlich zu verstehen, daß diese Gesellschaft wohl noch aus interessanteren Personen bestehen möge, als aus dem alten Blinden und dem Knaben, und viele wollten eine sehr hübsche Tochter des Erstern bereits gesehen haben. Ich aber erkannte den Violinspieler sogleich, und als ich ihm im Vorübergehen zurief: „Guten Abend Herr Jonas!“ ward er feuerroth vor Schaam und wendete sich ab, als ob er mich nicht verstanden!“

Auf diese Erzählung erfolgten nun von Seiten der Zuhörerinnen Verwunderung, scheinbares Bedauern, hämische Urtheile; man bemühte sich recht geflissentlich, die erschrockne Sophie aufzuregen, ihr reines Herz gegen den Undankbaren einzunehmen, und sie endlich dahin zu bringen, daß sie auf der Stelle mit Julien aufbrach, mit ihr zum Vater eilte, und diesem in um so grelleren Farben das Gehörte wieder erzählte, als ihr jungfräulicher Stolz sich gegen den Gedanken empörte,

mit einem so Unwürdigen in früherem innig freundschaftlichen Verhältniß gestanden zu haben, ja sogar seinetwegen der Gegenstand scharfer Neckereien gewesen zu sein.

Der alte Bürgermeister Hold, überdieß schon durch Fritzen's Außenbleiben befremdet, hörte mit Erstaunen die geläufige Erzählung der beiden Mädchen; er glaubte ihnen und beschloß in seinem Zorn nunmehr eine harte Strafe über den Unwürdigeu zu verhängen. Nur die sanfte Mutter war mit Sophiens Betragen nicht einverstanden; „Du hast unsern Freund verdammt, ohne ihn selbst gehört zu haben!“ sagte sie der Tocher; „hast dem Vater auf das Höchste gereizt; und der gute Mensch soll nicht eher richten, als bis er die Schuld unverkennbar vor sich stehen sieht. Was wird jetzt aus dem armen Fritz werden, der vielleicht nur leichtsinnig gehandelt hat? Du hast ihm sein ganzes Lebensglück verdorben!“ — Sophie fiel der Mutter weinend an die Brust, allein es war nun einmal geschehen, und bei dem leidenschaftlichen Vater war jetzt jedes mildernde Wort zu spät.

Diese ernste Unterhaltung wurde durch einen Boten des Oberamtmanns aus Eltheim unterbrochen, der die Familie Hold auf morgen zum Kirchweihfeste einladete. Es geschah dies gewöhnlich alle Jahre, denn jene Kirchweihe war ein Volksfest für die ganze Umgegend, und die Freunde des Oberamtmanns waren stets dabei seine Gäste. Dies brachte Zerstreuung in die bekümmerten Herzen, denn die Reise nach Eltheim, die Wahl der Festkleider und vieles andere mußte besprochen und zubereitet werden; der Gedanke an Fritz trat wieder etwas in den Hintergrund, und nach einer halb unruhigen Nacht, brach der Morgen des Kirchweihfestes an. Sophie saß mit ihren Eltern beim Frühstück, als unangemeldet ein schlanker stattlicher Jüngling in das Zimmer trat. — Ach, es war Fritz! — Trotz der großen Veränderung die mit ihm vorgegangen, trotz der schönen männlichern Reife die er erlangt, erkannte Sophie doch sogleich die alten vertrauten Züge wieder, und senkte bleich ihre Augen zu Boden. Fritz aber grüßte mit edlem Anstand die Familie, eine hohe Röthe überflog seine Wangen als

seine Blicke auf Sophie fielen, er konnte nicht sprechen, und überreichte still bescheiden dem Bürgermeister seine Papiere. Der alte Hold durchblätterte sie, gab sie dann zurück und sagte mit schneidender Kälte:

„Hätte Herr Jonas in der lockern Gesellschaft, in welcher er sich in der letzten Zeit herumgetrieben, auch noch gelernt, den Datum zu radiren, und einem neuern hineinzusetzen, so könnten mich diese Zeugnisse vielleicht täuschen. Jetzt aber weiß ich, welche Vagabunden-Bahn er nach dem Schlusse der Schule gewählt, deshalb geb ich auf diese Zeugnisse gar nichts mehr!“ —

„Nun wenn Sie dies bereits wissen, Herr Vormund,“ entgegnete Fritz, dessen Gesicht eine hohe Gluth bedeckte, „so werde ich doch hoffentlich Entschuldigung vor Ihren Augen finden!“ Der Bürgermeister aber verbot ihm im höchsten Zorne den Mund, er glaubte schon alles zu durchschauen, er wollte nichts weiter hören!

„Aber Herr Vormund,“ hob Fritz kühner an, „wenn Sie mich ungehört verdammen

wollen, so muß ich Sie um die Auszahlung eines Theils des Capitales bitten, welches mir mein leider zu früh verstorbener Wohlthäter im Testamente ausgesetzt hat!“

Diese Frechheit schien den Bürgermeister zu weit getrieben. Er sprang auf, trat hastig auf den Erschrockenen zu, und rief im höchsten Zorne: „Kennst Du die Bedingung des Testamentes, ungerathener Bube? weißt Du, daß Dir bei Deiner jetzt erwählten Lebensweise das ganze Capital verloren geht? — Du erhältst keinen Heller! Du bist nun wirklich ein Bettler!“

„Er wird ja zurückkehren von seiner Verirrung!“ sprach beschwichtigend die Bürgermeisterin.

„Nein!“ rief Fritz! „ich kann nicht zurückkehren, denn mein Herz weiß sich keiner Verirrung schuldig. Aber Herr Vormund, Vater Hold, hören Sie mich nur einen Augenblick an!“

Doch der Bürgermeister faßte ihn am Arme, um ihn zur Thür hinauszuführen.

Da ging die stille Resignation des Jünglings in Verzweiflung über, und mit bebender Stimme sprach er: „Der Vormund, der Vater, will mich nicht hören, so muß ich mich denn an den Bürgermeister der Stadt wenden. Was Sie dem ärmsten Bettler gewähren, können Sie auch mir nicht verweigern. Meine Schul-Zeugnisse werden Ihnen als Paß gelten, ich bitte nun um einen Erlaubnißschein, durch Musik und Gesang mein Brod vor den Thüren der Leute hier verdienen zu dürfen!“

Dies entschied! der Bürgermeister hätte dem Reuigen, Besserung-Gelobenden doch wohl wieder verziehen, nachdem er ihn erst durch Strenge geschreckt. Aber dieser Trotz, im Angesicht seiner Vaterstadt eine brodlose Kunst zu treiben, gewissermaßen Ansprechen zu wollen, das ging zu weit. Der alte Mann schrieb schweigend und mit bebender Hand den verlangten Erlaubnißschein, reichte ihn dem Jüngling mit kalter Verachtung hin, und zählte ihn fortan mit Gram unter die Verlornen.

Die ganze Familie und besonders S o p h i e, war durch diese Scene tief erschüttert, und

als Fritz das Haus verlassen hatte, rief der Bürgermeister: „Spannt den Wagen an, schnell spannt den Wagen an! wir wollen hinaus ins Freie! bei dem Kirchweihfeste, unter den fröhlichen Menschen wollen wir den Verlohrnen wieder vergessen!“ — Sie setzten sich in den Wagen, sie fuhren fort. Der Oberamtmann empfing die Familie Hold auf das freundschaftlichste, und that ihr den Vorschlag vor der Mittagstafel noch einen Spaziergang durch das Dorf auf die große Wiese zu machen, die heut der Tummelplatz des Volkes war. Hier hatten Kaufleute ihre Buden aufgeschlagen, hier tönte Musik von allen Seiten, hier wurden mancherlei fröhliche Spiele getrieben. Auf Sophiens niedergeschlagenes Gemüth wirkte der Anblick der allgemeinen Fröhlichkeit tröstend und heilend, aber oft bebte ihr Herz dennoch, denn sie fürchtete, ach, sie hoffte, dem Verstoßnen wieder zu begegnen!

„Lassen Sie uns einmal dorthin unsre Schritte wenden,“ sagte der Oberamtmann, „wo sich das Volk in Masse hindrängt; es muß dort etwas besonderes zu sehen sein!“ Man folgte,

und vernahm, als man sich näherte, den Klang einer einzelnen vortrefflich gespielten Violine, die in den reinsten Doppelgriffen den einfachen Gesang einer Kinderstimme begleitete und als letztere ihr Lied vollendet hatte, sich in meisterhaft ausgeführte Phantasie ergoß. Der Oberamtmann flüsterte dem Bürgermeister ins Ohr: „Freund, hier müssen wir zuhören, der Bursche spielt außerordentlich!“ Er war mit seinen Gästen eben bis in die vordersten Reihen des Kreises vorgedrungen, als ein alter blinder Soldat mit einem Stelzfuße, an der Hand eines Knaben im Kreise herumging und auch ihm den Hut darreichte, in welchem er die Gaben einsammelte, die ihm die Töne jener Violine erbaten. „Wie heißest Du, Alter?“ fragte der Oberamtmann, indem er ihm eine bedeutende Gabe in den Hut warf, und der Bürgermeister ein gleiches that, „und wie nennt sich jener braver Violinenspieler dort?“

„Ich bin der alte Hans Jonas!“ entgegente der Invalide, „und habe Niemand der für mich sprechen würde, wenn es die Geige des redlichen Jungen dort, meines Fritz, nicht thäte!“ — —

An der reichbesetzten Tafel des Oberamtmanns saßen Mittags die fröhlichen Gäste, zwischen dem Bürgemeister aber und dem Oberamtmann oben an der alte blinde Invalide und zwischen der Bürgemeisterin und Sophiechen, Fritz Jonas. Der Alte hatte mit kurzen Worten sein Schicksal in der letztern Zeit erzählt, und so alle dunkele Zweifel über Fritz folgender Gestalt aufgeklärt.

Hans Jonas hatte den letzten Freiheitskampf tapfer mit gekämpft, hatte oft dem Tode siegreich gegenüber gestanden, und war tief in das Land des Feindes mit den siegreichen Heeren vorgedrungen. Aber ob man ihn gleich in seiner Compagnie nur den kühnen Jonas nannte, ob er gleich immer der Erste war, wo zu einem besonders gewagten Unternehmen Freiwillige aufgerufen wurden, so blieb das Gefühl der Menschlichkeit dennoch mitten im Gewirre des Krieges in seinem Herzen wach; er stritt nur gegen die bewaffneten Feinde seines Vaterlandes, nicht aber gegen die armen wehrlosen Bewohner des feindlichen Landes, und wie er Erstere allenthalben zu besiegen,

zu vertilgen sich bemühte, so war er oft der Genius der Letzteren, und nahm sie vor den Grausamkeiten seiner Kammeraden in Schutz. So geschah es denn auch, daß Hans Jonas einst, als während eines Gefechtes ein Dorf im Feuer aufging, der Feind mit dem Bajonette daraus vertrieben wurde und die unglücklichen Einwohner ebenfalls der Wuth der Stürmenden erlagen, daß Hans Jonas eben als ein brennendes Haus über die Leichen seiner Bewohner zusammenstürzen wollte, ein armes weinendes Knäblein aus dem Flammen rettete. Er beschloß sich des Kindes anzunehmen, dessen Leben er mit Gefahr des seinigen erkauft hatte, übergab es einstweilen der Pflege einer Marketenderin und nahm es späterhin, als ihm eine Kugel den Fuß zerschmettert hatte, und er nach langen Leiden endlich mit einem Stelzfuß aus dem Lazareth entlassen worden war, als Führer mit, um mit ihm langsam nach der Heimath zu pilgern. Der Knabe hing mit unsäglicher Liebe an seinem Erretter, lernte bald die Muttersprache desselben, und wurde sein Pfleger, als unterwegs eine neue schwere Krankheit den armen Jonas

befiel und ihm das Licht seiner Augen raubte. Von dem zarten Knaben geleitet, zog der blinde lahme Soldat nach der Heimath. Er mußte das Mitleid ansprechen, wenn er nicht hungern wollte, und hatte dem Knaben ein paar einfache rührende Lieder gelehrt, die ihm dürftige Almosen eintrugen. So war er bis zu der Stadt gekommen, wo Fritz auf dem Gymnasium sich aufhielt. Aber hier war die Polizei besonders wach, denn die Stadt lag auf der Heerstraße, der Krieg hatte eine Menge liederliches Gesindel erzeugt, das heimathlos zum Druck des Landes umherirrte, und der blinde Jonas konnte keinen gültigen Paß vorzeigen. Der Büttel war daher eben beschäftigt, den Unglücklichen ohne Rücksicht und mit Gewalt zur Stadt hinaus zu weisen, als Fritz zufällig hinzukam, und in dem Invaliden seinen lieben Oheim, den treuen Pfleger seiner Mutter und seiner frühsten Kindheit erkannte. Bitten, Flehen, konnten den Büttel nicht erweichen, Geld konnte er ihm nicht bieten, denn er erwartete erst das Reisegeld zur Wanderung in die Heimath, der Blinde wurde unter den Zuströmen der Gas-

senbrut mit Gewalt aus der Stadt hinausgetrieben. Da faßte Fritz einen schnellen Entschluß; er sprang auf sein Zimmer und holte seine Violine; die Schulferien waren angegangen, man konnte ihn also auf mehrere Wochen nicht vermissen, und so wollte er denn den blinden Oheim begleiten und mit seiner Geige den dürftigen Unterhalt verdienen, bis sie den weiten Weg von einigen zwanzig Meilen nach Jonas Vaterstadt mühsam zurückgelegt haben würden.

Wie Fritz diesen Vorsatz ausgeführt, was Neid und Verläumdung hinzugesetzt, wissen wir bereits. Aber der Schleier war nun gefallen, den der bescheidene Jüngling selbst nicht hatte lüften wollen, der Bürgermeister Hold hatte ihn lange schweigend an seiner Brust gehalten, als ob sie sich Beide etwas zu verzeihen hätten, und hatte dann dem alten Jonas versichert, er solle nun wieder in seinem Häuschen wohnen, und es werde nur einer kurzen Eingabe an den edeln König bedürfen, um ihm eine Pension zu verschaffen. Alles war froh und glücklich am schönen Kirchweihfeste, und als am Abend Fritz und Sophie-

chen den fröhlichen Tanz eröffneten, sahen alle Blicke mit Wohlgefallen auf die beiden sich werth gebliebenen Jugendgespielen; und der Neid und die Sucht zu Neckereien wagten kein Wort mehr in dem Kreise froher seeliger Menschen.

Charlotte v. Glümer geb. Spohr.

V.

Das Vielliebchen.

Ein Lustspiel in zwei Acten.

Personen.

Frau von Glorau, Wittwe.

Louise, ihre Tochter.

Bürgermeister Wandelhaupt, ihr Bruder.

Otto, dessen Sohn.

Inspector Vollmer, Verwalter des Gutes Heimberg.

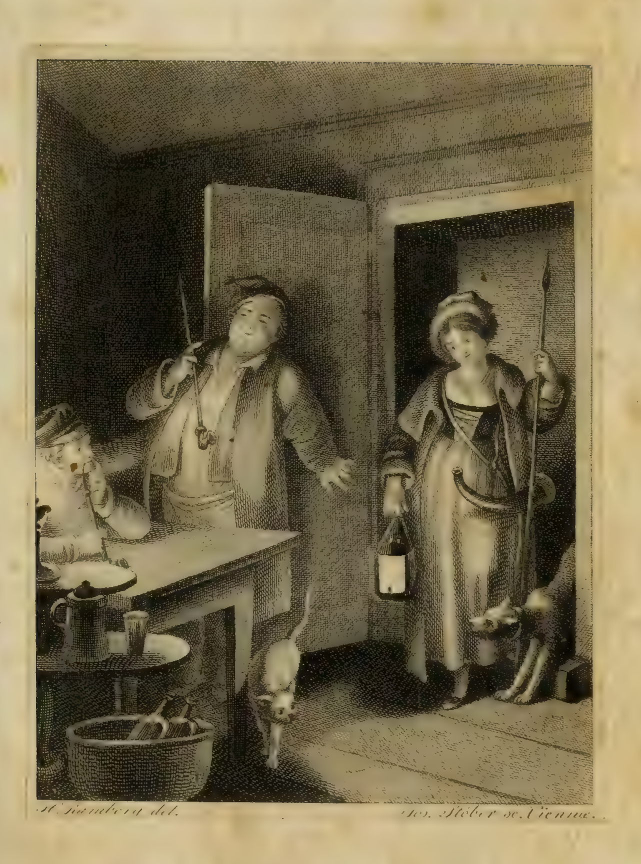
Gottlieb, sein Sohn.

Rathsdiener und Vice-Stadtschreiber Geissel.

Der Dorf-Schulze Pahl.

Ein Bedienter.

(Der Schauplatz ist auf dem Gute Heimberg.)



H. Ramberg del. *Jos. Stöber sc. Vienne.*



Erster Aufzug

Erster Auftritt.

(Zimmer im Schloß zu Heimberg.)

Frau von Glorau. Louise. Vollmer.

Frau von Glorau

Ist mein Bruder noch nicht zurückgekehrt?

Vollmer

Noch nicht, gnädige Frau; der Herr Bürgermeister fuhr zwar heut schon sehr früh aus, und wollte bei Zeiten wieder im Schlosse eintreffen, um mir die Wirthschaftsrechnungen dann abzunehmen, allein es ist schon fast zehn Uhr. — —

Louise.

Ich glaube, daß der Onkel kaum vor Abend wiederkehren wird, denn sein Geheimerrath, Herr Geissel, zählt heut wahrscheinlich sämmtliche Bäume im Walde.

Frau von Glorau (mit leisem Drohen) Louise!

Louise.

Gewiß liebe Mutter! vorgestern besahen die beiden Herren alle Gebäude im Dorfe, der Onkel von außen, der Herr Geissel von innen; der Onkel schrieb draussen die Zahl der Fenster und Feueressen auf, und Geissel im Innern die Zahl der Thüren und Treppenstufen. Gestern haben sie die Felder und Wiesen in Augenschein genommen; Geissel hat allenthalben den Boden gekostet, dabei zwei Flaschen Wein gebraucht, um den Sand wiederum aus den Zähnen und hinunter in den Magen zu schwämmen, und hat dann die Zahl der Feldwege und Fußsteige genau aufgezeichnet.

Frau von Glorau.

Woher willst Du denn dies alles so bestimmt wissen? — Du verschonst doch Niemanden mit deinen Witzeleien.

Louise.

Ich berichte nur die reine Wahrheit. Der Oheim hat mir gestern diese trefflichen Geisselschen Flur- und Haustabellen, wie er sie nannte, mitgetheilt, damit ich mir vielleicht

Manches daraus abschreiben möchte. Ich habe sie aber heute früh noch zu berichtigen gesucht, habe die Feueressen und Treppenstufen ins Flurregister, und die Fußsteige in die Haustabelle nachgetragen, dort alles zusammen addirt, und so finden die Herren denn nun alle die Sachen hübsch beisammen und in recht großen Summen.

Frau von Glorau.

Louise, Du bist wirklich sehr ausgelassen!

Louise.

Sei mir nicht böse, Mutterchen! Du weißt schon, ich muß nun einmal lachen, wo es etwas zu lachen giebt, und kann das Necken nicht lassen.

Frau von Glorau.

Ich habe mich wohl oft über Deine stets fröhliche Laune gefreut, sie hat mir in trüber Stimmung bisweilen wohl Erheiterung und selbst Trost gewährt; aber sie kann doch auch in Leichtsinn ausarten, wenn man in Verhältnissen nur das Lächerliche aufsucht, die doch einen sehr wichtigen Einfluß auf unser

ganzes Leben haben werden; und ich kann mich deshalb eines Mißfallens nicht erwehren, daß Du hier mit Sachen Deinen Scherz treibst, die als Vorbereitungen dienen sollen, uns aus diesem lieben Orte zu vertreiben.

Louise.

Aus diesem Orte vertreiben? Also den Gedanken hast Du wirklich schon gedacht, Mutter? Du willst unser schönes Heimberg wirklich dem Onkel abtreten und mit mir fort ziehen, an einen fremden Ort? — Nein, nein! das ist nicht möglich, das kannst Du nimmer mehr! Ich kenne deine unermeßliche Güte und Liebe, die eher sich selbst, als andern weh zu thun vermag, ich habe sie bisweilen wohl selbst schon gemißbraucht; aber so weit wirst Du sie doch nicht ausdehnen, daß Du Heimberg, unser Paradies, in die kalten Hände des Oheims und seines eigennützigen Geissel's geben wirst? —

Vollmer.

Es verstößt wohl nicht gegen die schuldige Bescheidenheit, gnädige Frau, wenn auch ein alter Diener sich mit bangem Herzen die

Frage erlaubt: ob Sie denn wirklich dieses Gut an den Herrn Bruder abtreten wollen? —

Frau von Glorau.

Sie haben ein Recht zu dieser Frage, mein guter Vollmer, Ihre langjährigen treuen Dienste gegen unsre Familie machen Sie zu einem Mitgliede derselben; auch hätte ich diese Angelegenheit mit Ihnen doch besprechen müssen, so schmerzlich mir auch immer die nähere Berührung derselben ist. Das Testament des Obersten, meines seeligen Oheims, enthält über den künftigen Besitz von Heimberg keine feste Bestimmung; er hat mit seiner Milde weder meinen Bruder noch mir zu nahe treten wollen, und deshalb nur fest gesetzt, daß wir, seine Erben, uns in seine Verlassenschaft so theilen sollen, daß eines von uns das Gut, das andere das baare Vermögen erhält. Deshalb haben wir uns hier versammelt, denn die nähere Uebereinkunft hierüber hat uns der Verstorbene selbst überlassen. Mein Bruder will sich jedoch nicht eher erklären, bis er den Werth des Gutes selbst näher kennen gelernt haben wird.

Louise.

O weh! die Summe der Feueressen, Treppenstufen und Fußsteige, wird zu ansehnlich ausfallen!

Vollmer.

Wie ich vernommen, beträgt die baare Verlassenschaft des seeligen Herrn Obersten gegen hunderttausend Thaler, also meiner Ansicht nach, weit mehr, als das Gut Heimberg selbst werth ist. Wenn Ew. Gnaden daher, nach der größern Erbhälfte greifen wollen, dann müssen wir uns freilich alle für sehr unglücklich halten.

Louise.

Mutter! um Gottes Willen Du wirst doch nicht? —

Frau von Glorau.

Wie könnt Ihr glauben, daß ich Heimberg freiwillig aufgeben und von den lieben Menschen hier scheiden möchte, um vielleicht einige tausend Thaler reicher zu sein. Aber mein Wille gilt ja hier nicht allein, ich muß auch nach meinem Bruder mich richten.

Louise.

Ja, liebe Mutter, nach dem Onkel richte Dich immer, der ist gut, und ob er gleich das Geld sehr lieb hat und ihn die Leute für geizig halten, so hat er mir doch schon vieles nicht abschlagen können; nur auf den listigen Geissel höre nicht, ich fürchte, der legt seine unsinnigen Haus- und Flurregister nicht umsonst an!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Schulze Pahl.

Pahl.

Halten Sie zu Gnaden, daß ich hier so geradezu gehe. Aber es hat Eil; denn Noth bricht Eisen, und also auch wohl das Herz, und ich komme im Namen der ganzen Gemeinde, um eine große Noth von uns abzuwenden.

Frau von Glorau.

Ihr seid immer gern von mir gesehen, mein lieber Pahl, und wißt, daß ich Eure Noth willig zu mindern, oder sie wenigstens

doch mit Euch zu theilen suche. Drum sagt mir schnell was Ihr wünscht.

Pahl.

Ich bin doch hier der Richter, und da ist mir denn als Beisitzer der hiesigen Gerichte das Testament unseres seeligen Herrn bekannt geworden; als ich nun daraus vernahm, daß sich die Erben in dem Gute Heimberg und in seinem baaren Nachlasse von hunderttausend Thaler theilen sollten, da dachte ich in meinem Sinn: der seelige Herr hat gut für uns gesorgt; denn nun behält die gnädige Frau das Gut, und der Herr Bürgermeister nimmt das Geld; und so hat denn ein jeder, was ihm lieber ist, und wir behalten auch was uns längst das Liebste war. Aber die Sache scheint sich jetzt anders drehen zu wollen, der Vicesecretarius Geissel dringt darauf, der Herr Bürgermeister soll das Gut nehmen und Ihnen das Geld lassen, und der Bürgermeister scheint allen seinen Willen an den Secretarius abgetreten zu haben.

Frau von Glorau.

Woher wißt Ihr denn dies so genau?

Pahl.

Ich habe die beiden Herren ja nun drei Tage lang allenthalben herumführen müssen; ich habe ja gesehen und gehört, wie der Secretarius einen zweimal höhern Werth bei dem Gute herauszubringen suchte, so daß man oft nicht wußte, ob man darüber lachen oder weinen sollte.

Frau von Glorau.

Aber mein Bruder? —

Pahl.

Ja nun der glaubt Alles, was ihm der Windbeutel sagt, und wenn sie denn beide Pläne machten, wie das Gut künftig benutzt und die Unterthanen behandelt werden sollten, da ging einem der Muth unter und die Augen gingen über. Dies alles ist nun in der Gemeinde verlautbart, und sie hat mich hierher geschickt, die gnädige Frau doch um Gotteswillen zu bitten, das Gut nicht aus den Händen zu geben, sondern es fest zu halten, wie eine Mutter ihr Kind fest umklammert hält, wenn es ihr auf dem Sklavenmarkt abgekauft werden soll.

Frau von Glorau.

So weit ist es ja noch nicht gekommen, mein guter Pahl! ich wünsche von Herzen bei Euch zu leben und zu sterben; nirgends fühle ich mich glücklicher als hier, und Euer Vertrauen und Eure Liebe ist mein Glück und mein Stolz. Deshalb hoffe ich auch sehnlich, mein Bruder werde mir Heimberg überlassen; aber ich muß doch auch auf seine Wünsche Rücksicht nehmen, muß doch auch seine Gründe hören, kann ja nicht allein entscheiden!

Vollmer.

Dann werden Sie mit Ihrer großen Güte und Milde gegen den Herrn Bürgermeister und gegen den schlauen Geissel nichts ausrichten. Dann werden wir Sie von uns scheiden sehen und an Ihrem Reisewagen wohl tiefer noch trauern müssen, als am Grabe unseres geliebten alten Herrn, den Gott zu sich gerufen hat.

Pahl.

Was soll denn aus uns Allen werden, wenn Sie von uns gehen.

Vollmer.

Und die schönen Einrichtungen, die Sie

mit dem seeligen Herrn Obersten hier getroffen hatten, werden Sie sie fremden Händen überlassen mögen? Wo wird der Mädchenschullehrer und die Meisterin bleiben, die Sie aus Ihrer eignen Tasche für die hiesigen Kinder besoldeten? Wer wird die Armen und Kranken noch fernerhin unterstützen und pflegen, und sie heilen lassen?

Frau von Glorau.

Ich lasse ja Sie doch zurück, den ich als meinen Lehrer hierin betrachte.

Vollmer.

Mich? — O mein Gott!

Pahl.

Der Herr Bürgermeister selbst kann sich wenig um uns bekümmern, er wird doch lieber in seiner Stadt bleiben; aber, — geben Sie nur Acht, — der Geissel wird herkommen, wird hier sein Wesen treiben, und dann —

Vollmer.

Ja, dann lebe wohl Friede und Glück! rüste Dich, armes harmloses Völkchen, dann

mit den bösen Waffen der Prozesse, um Deine Ruhe und Dein Recht zu schützen, oder laufe in Zeiten davon.

Pahl.

Und Ihr, Herr Vollmer, Ihr redlicher treuer Verwalter des Euch anvertrauten Gutes, schnürt nur auch zuerst Euer Bündel und zieht mit den hier grau gewordenen Haaren in die Fremde.

Frau von Glorau.

Hört auf! Hört auf! Ihr werft mir eine Zentnerlast aufs Herz!

Pahl.

Gehen Sie nicht von uns, gnädige Frau! lassen Sie sich nicht etwa die paar tausend Thaler mehr oder weniger blenden! wir wollen es Ihnen durch Liebe reichlich wieder einbringen, und Ihre Wünsche sollen unsere Gebote sein! Bleiben Sie unsere Mutter, und lassen Sie mich nicht ohne Trost zur Gemeinde zurückkehren, denn es ist schon ein Weinen und Klagen im ganzen Dorfe! — Fräulein Louischen, ich weiß es, Sie sind ein gutes Kind, können uns nicht verlassen; legen Sie ein gutes

Wort ein, daß mir die Mama eine feste, tröstliche Zusicherung giebt.

Louise.

Ja, liebe Mutter! ich will Dich bitten und immerfort bitten, und, bis die Sache entschieden ist, Dir immer mit Blicken und Worten bittend zur Seite stehen. An mir sollst Du einen guten Beistand gegen den Onkel haben, zeige ihm nur diesmal einen festen Willen. Du selbst gewinnst hier ja eigentlich nichts dabei, der Onkel aber gewinnt eine größere Summe Geld, und die armen Menschen hier behalten ihr Glück! Sei nur diesmal nicht zu gütig, weise nur diesmal beharrlich Alles zurück! Ich will mir auch ein ganzes Jahr hindurch alles, alles von Dir abschlagen lassen, Du sollst nicht ein Thränchen sehen, und das will viel sagen! —

Pahl.

Sprechen Sie kein Wort, gnädige Frau, denn ich sehe es, das Weinen ist Ihnen näher. Aber geben Sie mir die Hand darauf. Ich weiß denn schon was es heißen soll, und will es der Gemeinde erklären!

(Frau von Glorau reicht ihm schweigend gerührt die Hand.)

Pahl.

(küßt ihr die Hand.)

Ich danke, danke, Mamachen!

(er eilt ab.)

Vollmer.

Gott sei Dank!

(Louise umarmt die Mutter. Eine kurze Pause.)

Dritter Auftritt.

Wandelhaupt, Geissel, und die Vorigen ohne Pahl.

Wandelhaupt.

Guten Morgen, Frau Schwester! guten Morgen, mit einander!

Frau von Glorau.

Guten Morgen, mein lieber Bruder! Du bist heut recht lange ausgeblieben!

Wandelhaupt.

(wirft sich in den Lehnstuhl.)

Freilich sehr lange! Ach, eine Gutstaxe ist eine schwere Sache! ich bin ganz erschöpft, bin halb todt.

Louise

Und das schöne Frühstück — —

Wandelhaupt

Soll nicht vergeblich auf mich warten, ich komme, ich komme schon! Aber ei, ei, ei, was ist das Heimberg doch für ein schönes Gut! — Wir sind nun endlich fertig, haben Alles zu Papier gebracht! — Du wirst erstaunen Schwester!

Frau von Glorau.

Ich kenne ja Heimberg schon genau.

Wandelhaupt.

Kennen, sagst Du? Was nennst Du genau kennen? Ich will Dir Fragen vorlegen, von denen Du auch nicht eine genau beantworten sollst. Aber unser Geissel hier, der ist tief eingedrungen, der hat meisterhafte Arbeiten angelegt, vor deren Resultaten man erstaunen muß. Frage einmal Deine Tochter, sie hat sie zum Theil schon gesehen.

Louise

Sie müssen mir es noch anmerken, lieber Onkel, wie erstaunt ich bin! und jetzt hat Herr Geissel ohne Zweifel auch ein Waldregister entworfen?

Geissel.

So ist es, mein gnädiges Fräulein! Meine schwachen Kräfte sind so frei gewesen, sämmtliche Bäume und Gesträuche in Quantität und Qualität auf dem Papiere zu verzeichnen. —

Frau von Glorau.

Das ist allerdings fast unbegreiflich.

Wandelhaupt.

Unbegreiflich wohl für Euch, für uns aber nicht. Wir haben Probegänge gehalten und hier nach das Ganze berechnet. Denn siehst Du, Schwester, man spreitet die Arme auseinander und geht zwei bis drei Minuten lang also in den Wald hinein, wo er am dichtesten ist. Hierauf merkt man sich die Zahl der Bäume und Gesträuche, die man auf diese Weise mit den Händen und Füßen berührt, multiplicirt dieselbe dann mit den Minuten und Stunden, die man zum Umgehen der ganzen Waldung braucht, und hat hierdurch Alles gefunden. Die Zahl, die sich auf diese Weise ergiebt, geht ins unglaubliche, und wer nicht etwas Mathematik versteht, dem steht der Verstand stille.

Louise.

Das habe ich längst gemerkt!

Vollmer.

Wollen der Herr Bürgermeister aber nicht lieber die Holz-Manuale durchsehen, um gründlich zu erfahren was der Forst jährlich wirklich einträgt? es dürfte dies wohl das sicherste Anhalten geben, denn die große Zahl der Bäume auf den Papieren könnte doch wohl trügen. —

Wandelhaupt.

Mein Herr Vollmer, ersparen Sie sich jede Einwendung. Ich bin hier Herr, und was mich trügen möchte, davon wird späterhin die Rede sein. Gehen Sie jetzt lieber auf die Amtsstube und legen Sie Ihre Rechnungen zusammen, damit wir dieselben sogleich zur Hand nehmen können.

Vollmer.

Die Rechnungen sind bereits geordnet.

Wandelhaupt.

Gut! Wenn denn auch dies Geschäft überstanden sein wird, dann Frau Schwester werde ich mit Bestimmtheit meine Erklärung abgeben.

Vollmer.

Ich werde Sie also in der Amtsstube erwarten.

(ab)

Wandelhaupt.

Und Ihr beide, weibliche Gemüther, ordnet das Frühstück an einem kühlen Plätzchen im Garten; es geht wahrlich nicht länger ohne Frühstück; eilt nur immer voraus, ich will meinem Secretarius vorher nur noch einige Winke geben, dann komme ich nach.

Louise.

(leise zu Wandelhaupt.)

Onkelchen, winken Sie aber so, daß der Secretarius nicht zum Frühstück mitkommt.

Frau von Glorau.

Du wirst uns auf der Terrasse finden.

(beide ab.)

Vierter Auftritt.

Wandelhaupt. Geissel.

Wandelhaupt.

Geissel! ich werde nun nicht länger zurückhalten, ich werde kurz und unumwunden

mit der Erklärung hervortreten, daß ich das Gut behalten will. Er selbst räth mir dazu, es ist auch wirklich ein schönes Gut, und der Vortheil zu augenscheinlich. Also — —

Geissel.

Also — Ein himmlisches Gut, eine Goldgrube, ein veritables Paradies!

Wandelhaupt.

Ich bin im Paradiese aber sehr müde geworden; der Wagen hier ist eine alte stoßige Karrete. Das muß künftig anders werden.

Geissel.

Natürlich, eine Federkutsche!

Wandelhaupt.

Ganz recht! eine wohlfeile Federkutsche! Thun ihm die Ribben nicht auch weh, von der heutigen Fahrt?

Geissel.

Mir? — Ach, sie möchten wohl schmerzen, sie möchten laut aufschreien, aber ich bin nun schon an so etwas gewöhnt. Was habe ich nicht bereits alles ausgestanden! Unter welchen Ribbenstößen nicht schon die Fahrt meines Lebens gemacht — Wer in treuer Pflichterfüllung so harte Schicksale erdulden mußte,

wie ich, der achtet nicht mehr auf Ribben-schmerzen.

Wandelhaupt.

Ja, eine treue Seele ist er, das ist wahr! Aber die Rathsdienerei ist kein schlechter Posten, und jetzt habe ich ihn noch nebenbei zum Vice-Stadtschreiber gemacht, und ihn an meinen Tisch gezogen, was will er mehr?

Geissel.

Unter Ew. Hochedlen Regierung ist dies ein Glück, eine Wonne. Aber man wird doch nach und nach älter, ein ruhiges Mittags-brod, eine ruhige Nacht sind doch auch etwas werth. Meine bisherigen Tischgenossen und Hausfreunde waren gewöhnlich die eingesteck-ten Vagabunden. Und wie weit kommt man bei solchen Verhältnissen in der Bildung zu-rück! ich würde eine noch weit bessere Feder führen, wenn ich mir die Hand nicht durch den Stock verdorben hätte!

Wandelhaupt.

Ich will es ihm glauben, denn er führt einen guten Stock.

Geissel.

Was hilft mir dies alles, es führt zu Gicht und Lähmungen, aber nicht zu einem ruhigen wohl verdienten Sitz. Andere die nichts gethan, als ihre fetten Suppen gegessen und Geld eingestrichen haben, werden treue Diener, werden Familienfreunde genannt — ob sie gleich —

Wandelhaupt.

Weshalb hört er auf zu sprechen? rede er weiter! wen meint er?

Geissel.

Ew. Hochedeln sind also fest entschlossen, das schöne Gut Heimberg für sich zu behalten?

Wandelhaupt.

Ich wäre ein Narr, wenn ich es fahren ließe!

Geissel.

Aber die gnädige Frau kennen ihren Vortheil zu sehr, sie werden auch darauf bestehen.

Wandelhaupt.

Das glaube ich nicht! die Schwester ist gut, sie hat mir immer nachgegeben, und wird es auch diesmal thun.

Geissel.

O, sie ist ein Engel! aber es giebt eine Schlange im Paradiese, die den Engel aufhetzt.

Wandelhaupt.

Wer ist diese Schlange? heraus mit der Sprache!

Geissel.

Soll ich Ihnen den Satanas erst nennen? haben Sie selbst nicht bemerkt, wer immer nur mit der gnädigen Frau und dem Fräulein zusammen steckt? nur von ihnen Befehle annimmt, nur hinter Hochdero verehrten Rücken weise Rathschläge zu geben weiß, und in Hochdero Beisein verschlossen bleibt, wie eine verpichte Bierflasche.

Wandelhaupt.

Er meint gewiß den Vollmer

Geissel.

Wahrlich, es bleibt Ihnen nichts verborgen! auch diesen Menschen haben Sie bereits durchschaut!

Wandelhaupt.

Der Vollmer ist ein Schleicher!

Geissel.

Ein böser tückischer Mensch, der Ew. Gestrengen schöne Pläne zerstören wird; er merkt wohl, daß er sich vor Ihrem Scharfblicke nicht halten könnte; deshalb setzt er jetzt alles aufs Spiel, um das Gut an die Frau von Glorau zu bringen; denn das Eigenthum der Frauen läßt sich leicht verwalten. Ha! ha!

Wandelhaupt.

Ich glaube, Geissel, er hat Recht. Aber was ist nun hier zu machen? — He! — so rede er doch, und blicke er nicht so dumm vor sich auf die Erde!

Geissel.

Nicht Dummheit, verehrter Herr Bürgermeister, sondern in Stumpfsinn übergehende Trauer, drückt meine Blicke zu Boden. Ein Gut, ein Rittergut von diesem Umfange, soll Ihnen um diesen Spottpreis verloren gehen. Der Herr Inspector Vollmer behauptet zwar, die baare Verlassenschaft überstiege bei weitem den Werth des Gutes. Allerdings mag der Hochseelige Herr Oberste unter Vollmer's Händen das Gut sehr schlecht benutzt haben; aber wer es merkan-

tilisch statistisch anzuschlagen versteht, wie ich, kommt bald hinter den eigentlichen wahren, soliden Werth desselben. Ich will nur angeben was mir mein Gedächtniß darbietet, denn eine boshafte Hand hat mir meine Tabellen in Confusion gebracht.

Erstlich, einige achtzig Feueressen! — was raucht da jährlich nicht für eine Summe hindurch auf, an Suppen, Gemüse, Fleisch, Braten, Kaffee u. s. w.

Zweitens, gegen zweitausend Treppenstufen und gegen fünfhundert Thüren. — Wie viel trägt der schwache Mensch nicht auf den Treppen hinauf und hinab! und was kann er nicht alles hinter den Thüren thun und erwerben! —

Drittens, welches reiche Gewerbe wird nicht auf den ein und zwanzig Fahrwegen und sieben und dreißig Fußsteigen hier durch das Land ziehen, und wie delikat schmeckt, beiläufig erwähnt, nicht der liebe Erdboden mit Moselwein vermischt! — und endlich

Viertens über eine Million großer und kleiner Bäume und Gesträuche in dem Forst! — Welch ein großer solider Werth!

Wandelhaupt.

Es ist wahr, er durchschaut die Sache genau. Es geht nicht anders, ich muß das Gut haben, ich verliere sonst zuviel.

Geissel.

Ganz recht, mein Herr Bürgermeister! wenn nur der Vollmer nicht wäre, dann möchte die gnädige Frau wohl zu bewegen sein, aber dieser Mensch — —

Wandelhaupt.

Schaff' er mir den Patron vom Halse! Hört er? ich befehl es ihm!

Geissel.

Wir wollen versuchen! — wer aber soll alsdann an seine Stelle kommen? Das Gut kann doch nicht ohne Inspector so stehen und liegen bleiben, wie eine Wüstung?

Wandelhaupt.

Da hat er wieder Recht! das ist eine schlimme Sache. — Geissel, was ist ihm? überfällt ihn wieder die Trauer? — Rede er lieber und geb' er Rath!

Geissel.

Es ist ein schwerer Posten, hier unter dem Bauervolke zu leben, und überdieß noch

mit dem lieben Vieh mehr umgehen zu müssen, als mit den Menschen selbst. Allein, was thäte ein alter treuer Diener nicht für seinen angebeteten Gebieter?

Wandelhaupt.

Verstehe ich ihn recht, Geissel?

Geissel.

Ich hoffe, ja wohl!

Wandelhaupt.

Er ist ein treuer Mensch! und es soll für ihn gesorgt werden, sobald ich das Gut haben werde. Aber schaffe er mir erst den Vollmer weg.

Geissel.

Mein Herr Bürgermeister, ich werde unglaubliches thun! betrachten mich Hochdieselben aber immer im Voraus als denjenigen und geruhen Sie, mir über dasjenige Hochdero Wort zukommen zu lassen.

Wandelhaupt.

Mein lieber Herr Inspector Geissel, ich versichere Sie meines Wohlwollens!

Geissel.

Inspector! — Ja, Hochverehrter, Sie sollen von dem Inspector Geissel hören! —

Wandelhaupt.

Gut! — Jetzt gehe er in die Amtsstube und nehme er dort statt meiner dem Vollmer die Rechnungen ab; aber streng sage ich, sehr streng! Ich werde indeß mit meiner Schwester frühstücken.

(ab.)

Fünfter Auftritt.

(Geissel allein.)

Geissel.

Herr Inspector Geissel! — He da! nun soll es ganz anders werden, denn Du stehst jetzt am Ziele. — Die baare Verlassenschaft von hundert tausend Thaler wäre freilich ein schöner Bissen gewesen, viel fetter, als das Gut selbst. Aber diesen Bissen hätte der alte geizige Bürgermeister ganz allein hinunter geschluckt, und Geissel würde nicht mit zu Tische gesessen haben. Bei dem Gute aber wird Geisselchen zuerst speisen, recht schöne fette Suppen, und der gestrenge Herr wird nur einnehmen, was ihm Geisselchen anrichten will. Vor allen Dingen aber muß

der Vollmer aus dem Wege; vielleicht giebt die Rechnungs-Abnahme Gelegenheit, ihn in einer Schlinge zu fangen. — Wir wollen frisch ans Werk gehen! Geisselchen, paß auf! paß auf!

(geht ab.)

Sechster Auftritt.

Gottlieb. Otto.

Gottlieb.

(sieht erst verstohlen durch die Thüre.)

Ist Niemand hier? — nein! gut, nun können Sie hereinkommen!

Otto.

(kommt herein.)

Aber die Tante? wo ist denn die Tante?

Gottlieb.

Was schreien Sie denn nach der Tante, und nicht nach dem Papa? die jungen Vögelein im Walde schreien nach keiner Tante, sondern wollen nur von ihren Alten geatzt sein.

Otto.

Ach, mein lieber Gottlieb! nach meinem alten theuern Oheim möchte ich wohl schreien,

wenn er mich nur im Grabe hören könnte. Ich habe ja hier erst erfahren, daß er todt ist; wo soll ich mich nun hinwenden in meiner Angst und Noth! Wenn Du alles wissen solltest? —

Gottlieb.

Ja mit dem seeligen Onkel war's aus, Gott hat ihm ein sanftes Ende gegeben. Ich durfte auch an seinem Sterbebette stehen, er sagte zu mir: Gottlieb, Du bist ein ehrlicher Junge, sagt er, bleibe Dein Lebelang so und es wird Dir wohlgehen, sagt er! und hiermit klopfte er mir noch einmal die rechte Wange, und verschied. Da habe ich denn zu meinen Vater gesagt: Hören Sie Vater, sagt ich, wenn Sie mir etwa zufällig einmal eine Ohrfeige geben wollten, sagt ich, so sein Sie so gut, und nehmen Sie lieber die linke Backe, sagt ich, denn auf der Rechten hat mir die liebe Hand des seeligen Herrn den Abschied gegeben, und den soll mir kein Mensch abwischen, sagt ich!

Otto.

Dich hat er also gesegnet, mich aber nicht! und jetzt, würde er mich jetzt wohl seegnen wollen?

Gottlieb.

Ja, wer weiß denn, was Sie wieder bringen? Etwas gutes wird es wohl schwerlich sein.

Otto.

Auch mein Vater ist also hier?

Gottlieb.

Freilich! er will sich mit der Gnädigen in das Gut und in das Geld des seeligen Herrn theilen, und da kriecht er mit dem Musje Geissel nun schon seit drei Tagen bald rückwärts, bald vorwärts im ganzen Gute umher, als ob es ein Teich, und er ein großer Krebs wäre.

Otto.

Also an die Erbschaft machen sie sich schon, während ich den guten alten Onkel mir noch lebend dachte? — hat er denn aber gar nicht an mich gedacht? hat er denn mir kein Andenken hinterlassen?

Gottlieb.

Gedacht hat er freilich noch an Sie. Er sagte: „was ich hinterlasse geseegne Gott meinen Erben, sagt er, ich hoffe sie werden es zu rathe halten, sagt er, bis auf den Otto, der

zwar ein guter gescheuter Junge, aber doch eine sehr liederliche Fliege ist, sagt er."

Otto.

Bursche, das lügst Du! Du unterfängst Dich — —

Gottlieb.

Junger Herr, mit dem Lügen bleiben Sie mir vom Halse, ich lüge nicht, denn wer lügt, der stiehlt. Und wenn Sie keine liederliche Fliege sind, so ist es gut! aber der seelige Herr hats gesagt, und der log auch nicht; und weshalb sind Sie denn wieder hier? —

Otto.

Frage nicht und mache nur, daß ich die Tante allein sprechen kann, an wen soll ich mich jetzt anders wenden? Sage ihr, es sei ein Fremder hier, aber verrathe ja niemanden, daß ich es bin.

Gottlieb.

Das geht nicht, die Gnädige frühstückt mit dem Papa im Garten und es soll sie Niemand stören.

Otto.

So rufe mir Deinen Vater hierher! auch dem kann ich mich anvertrauen.

Gottlieb.

Geht auch nicht! der hält Abrechnung mit dem Musje Geissel.

Otto.

Aber lieber, goldner Gottlieb! meine Ruhe, mein Glück, meine Ehre beruht darauf, ich muß ihn auf der Stelle sprechen! Du bist ja mein alter lieber Spielkammerad, sei jetzt mein Freund, mein Retter!

(er will ihn umarmen.)

Gottlieb.

Links gehalten! küssen Sie mich nicht auf die rechte Backe, die ist schon besetzt und zwar besser. Aber wenns freilich Glück und Ehre gilt — — Da kommt der Vater ja selbst.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Vollmer.

Vollmer.

Sieh da, junger Herr! Willkommen!

Otto.

Mein liebster Herr Vollmer, Sie kommen wie gerufen.

Vollmer.

Ich erfuhr in diesem Augenblicke, daß Sie in einer eben nicht passenden Gesellschaft hier angekommen und im Gasthofe abgetreten wären, und daß man Sie geheimnißvoll und ängstlich nach dem Schlosse hätte schleichen sehen. Deshalb suche ich Sie auf, denn ich fürchte, Sie bringen uns eben nichts Erfreuliches.

Otto.

Ach, ich komme diesmal in schrecklicher Verlegenheit! Wo finde ich nun Rath und Hülfe, da mein treuster Freund, mein Schutzengel in der Noth nicht mehr ist?

Vollmer.

Ja, wir haben den edlen Herrn begraben. Noth haben Sie ihm allerdings oft gemacht, und so konnte er denn auch Ihr Schutzgeist in der Noth sein; aber verlassen sind Sie doch nimmermehr, Sie haben ja noch einen Vater.

Otto.

Nein! nein! der Vater darf nichts wissen, er ist hart, geizig, unerbittlich, ich habe ihm nicht als Sohn nahen dürfen!

Vollmer.

Seine Strenge hätten Sie durch Ihr Betragen wohl oft verdient.

Otto.

Kann sein! Aber liebster Herr Vollmer, nur jetzt keine Vorwürfe, denn die kostbare Zeit verstreicht, und über meinem Haupte hängt ein Schwert. Sie haben mich ja sonst auch lieb gehabt, nehmen Sie Sich meiner an, wo ich so verlassen vor Ihnen stehe.

Vollmer.

Was wollen Sie denn eigentlich? —

Otto.

Ich habe wieder aufs neue Schulden gemacht, ich habe gespielt, habe mit andern viel aufgehen lassen, bin so immer tiefer hineingerathen, und endlich — ach, mein liebster Vollmer! — ich habe meinen alten Wirth geschlagen, als er mich mit harten Worten an meine Schuld mahnte.

Vollmer.

Wie? — den alten ehrlichen Schneidermeister haben Sie geschlagen, der Ihnen so unzählige Gefälligkeiten erwiesen hat, der Sie pflegte, als Sie krank waren, den haben Sie

geschlagen, weil er nur sein Recht von Ihnen gefordert hat? — Otto! Otto! es ist weit mit Ihnen gekommen! — da kann ich nicht helfen!

Gottlieb.

Hatte denn der Schneiderpapa nicht etwa einen aufrichtigen Sohn, der sich seiner angenommen, und ihm geholfen hätte?

(Er macht die Pantomine des Schlagens.)

Otto.

Ei wohl, die Söhne eben, die wollen nun alles entdecken, und eine ausführliche Klage beim Herrn Rector einreichen, wenn ich nicht sofort ihren Vater zufrieden stelle.

Vollmer.

Da haben die Söhne vollkommen recht, und sind noch sehr mild gegen Sie.

Otto.

Wo aber soll ich das Geld nun hernehmen? Zu Fuße bin ich die zehn Meilen hergerennt, aber der Marqueur aus dem goldnen Löwen, wo ich immer gefrühstückt und Billard gespielt habe, und der älteste Schneidersohn sind mir nachgelaufen, weil sie fürchteten ich könnte ihnen davon gehen. Hier in Heimberg wollte ich mich dem geliebten On-

kel nun in die Arme werfen, er sollte mich retten, nur dies eine Mal noch retten, und er würde mich nicht verstoßen haben, aber er ist todt — todt! — und wenn ich das schuldige Geld nicht heute noch meinen Begleitern auszahle, so will der eine zurück zum Rector laufen, und alles anzeigen, und der andere hier auf dem Schlosse Lärm schlagen, und Sie kennen den Herrn Rector, Sie kennen meinen Vater.

Vollmer.

Die Sache steht allerdings sehr schlimm! Wie hoch beläuft sich denn aber die Summe?

Otto.

Ich brauche wenigstens hundert Thaler. — —

Vollmer.

Ei das ist viel, sehr viel! und eine solche Summe haben Sie leichtsinnig durchgebracht?

Gottlieb.

Mit hundert Thalern kann man drei tüchtige Ochsen kaufen.

Otto.

Ja doch! Ja doch! Aber rechnet nur jetzt nicht, sondern helft mir aus der Noth! Lieber alter Vollmer, bei dem Andenken

Ihres seeligen Herrn lassen Sie mich nicht in der Angst vergehen! geben Sie mich nicht der Strafe, der Schande Preis! Ich will von jetzt an gewiß ordentlich, gut, fleißig sein; am Grabe meines lieben Onkels will ich Besserung geloben, und mich durch diese letzte harte Prüfung reinigen lassen.

Vollmer.

Otto, Sie thun mir wirklich leid! aber wie soll ich helfen, wo soll ich das Geld hernehmen? — ich habe es nicht.

Gottlieb.

Höre, Vater, laß mich einmal einen Vorschlag thun! Ich kann den Otto nicht so verzweifeln sehen, wir haben uns von Jugend auf gekannt, haben manchen schönen dummen Streich mit einander gemacht, und er ist immer gut und herzlich gegen mich gewesen. Jetzt bricht mir das Herz bei seiner unbändigen Noth und Du weißt, wenn ich einmal ins Weinen gerathe, dann will es was sagen! Nimm Du die hundert Thaler einstweilen aus der Wirthschaftskasse, da hast Du ja Geld genug darin. Ich lasse sie mir auf die zweihundert Thaler abrechnen, die mir

der seelige Herr als seinen Pathen vermacht hat, und die mir die Erben ja doch auszahlen müssen.

Vollmer.

Ich darf solche Zahlungen nicht willkührlich aus der Kasse leisten.

Gottlieb.

Ja doch, Du darfst, Vaterchen! ich laufe zur Gnädigen, zupfe sie ein paar Mal am Rocke und sage ihr, daß ich mein Geld haben muß, wenn ich mir nicht das Leben nehmen soll. Sie ist viel zu gut, sie wird dir die Anweisung zur Zahlung geben, und so ist die ganze Geschichte abgemacht.

Otto.

O, mein lieber, treuer, herzens Gottlieb!

Gottlieb.

Liebster Vater, mache es so, ich bitte Dich selbst um Gotteswillen! Gieb die hundert Thaler, daß wir den Schneider und Marquer damit auszahlen, ich schaffe Dir die Anweisung von der Gnädigen, verlaß Dich darauf!

Vollmer.

Es sei! Ihnen zu Liebe will ich deinen Vorschlag erfüllen, mein ehrlicher Sohn, ob ich es gleich nicht sollte. Aber dann, Otto, gehen Sie auch in sich! Gedenken Sie dieser Stunde, wenn Ihnen wieder die Verführung naht, und wenden Sie Ihre schönen Kräfte und Geistesgaben an, die Hoffnungen zu erfüllen, die unser edler Wohlthäter von Ihnen ins Grab genommen hat.

Otto.

Vater Vollmer! mein liebster Gottlieb!

Gottlieb.

Lassen Sie doch das Geküsse und schonen Sie mir die rechte Backe, oder — —

Vollmer.

Kommt nur, nehmt das Geld und befriedigt die Gläubiger! ich darf bei der Rechnungsabnahme nicht länger fehlen, und hier im Nebenzimmer vernehme ich schon die Stimme Ihres Vaters! Du aber Gottlieb schaffst mir sofort die Anweisung.

(alle ab.)

Achter Auftritt.

Frau von Glorau. Wandelhaupt.
Louise.

Frau von Glorau.

Ich habe wahrlich nicht geglaubt, lieber Bruder, daß unsere Wünsche hier so hart zusammen treffen könnten.

Wandelhaupt.

Ei, warum giebt mir meine liebe Frau Schwester nicht nach? —

Frau von Glorau.

Gern würde ich es thun, läge hier nicht zu viel für mich in der Wagschaale. Seit dem Tode meines Gatten habe ich hier bei unserm lieben Oheim gewohnt, hier habe ich meine Tochter erzogen, hier die Ruhe meiner Seele wieder erlangt, hier einen höheren Beruf gefunden! Für mich ist Heimberg also wirklich eine Heimath geworden, Dir ist es immer fremd geblieben; ich hänge fest an diesem Plätzchen, fest an den Menschen, die hier wohnen; und weil die letztern auch mich lieben, so darf ich sie nicht verlassen.

Wandelhaupt.

O, ich liebe Heimberg und seine Bewohner auch ganz entsetzlich.

Louise.

Aber, liebster Onkel, diese wahrhaft entsetzliche Liebe ist doch erst jetzt entstanden; früherhin liebten Sie so stille weg, daß man es gar nicht recht merken konnte, und das war doch viel bequemer.

Wandelhaupt.

Hat sie mir ins Herz gesehen, Mamsell? —

Louise.

Und das wissen Sie noch nicht? — Ganz tief habe ich hineingesehen, und erkannt, wie gut mein lieber Onkel ist, und wie er mich eigentlich im Stillen viel lieber hat, als das ganze Heimberg.

Wandelhaupt.

Da bist Du sehr im Irthume begriffen.

Louise.

Und wie er aus milder Liebe zu uns, die entsetzliche Liebe zu diesem Gute aufgeben wird.

Wandelhaupt.

Er wird kein Narr sein!

Louise

Desto mehr aber ein guter Bruder, ein lieber Onkel, den ich recht innig liebkosen will.

Wandelhaupt.

Mädchen laß mich ungeschoren.

Louise.

Das haben Sie mir schon im Garten beim Frühstück gesagt, und da bin ich denn auch mäuschen still gewesen, denn Sie hatten dort mehr zu thun, als mit mir zu sprechen. Jetzt aber sind alle die häßlichen Sachen niedergeschluckt, die uns dort im Wege standen, jetzt darf ich mich mit dem lieben Onkel satt sprechen und darf ihn jetzt bitten, so herzlich innig bitten — —

Wandelhaupt.

Gieb dir keine Mühe! ich bestehe fest auf das Gut! ich muß einen Ort haben, wo ich mich bisweilen von meinen vielen Geschäften erholen kann.

Frau von Glorau.

Diesen Ort findest Du eben hier, wenn Du uns besuchst. Mit offenen Armen wollen wir Dich hier empfangen, mit dankbar treuen

Herzen Dir alle Freude zu machen suchen, Du also verlierst nichts.

Louise.

Wir aber verlieren ja Alles, Alles! Oder soll ich mit leichtem Herzen aus dem Zimmer gehen, das mich aufwachsen sah? Mit leichtem Herzen mein Gärtchen mit seinen Blumen und Blüthensträuchern die ich gepflegt, die alten Linden mit ihren geheimnißvollen Schatten, und die Gräber meiner Lieben verlassen? soll ich von den Menschen hier scheiden, die — —

(sie wendet sich weinend ab.)

Frau von Glorau.

Fasse Dich Louise!

Louise.

(wendet sich schnell lächelnd um.)

Ich bin gefaßt, liebste Mutter! wie könnte auch der liebe Onkel nein sagen, wenn wir ihn so innig bitten.

Wandelhaupt.

Ich werde aber doch nein sagen, denn ich habe einen Sohn, auf den ich bedacht sein muß.

Louise.

Und meine Mutter hat eine Tochter, die auch alle Rücksicht verdient Ihr liebes Ottchen braucht Geld, Louischen aber braucht für sich und die Mutter ein stilles Asyl, und so ist ja beiden lieben Kindern geholfen.

Frau von Glorau.

Endlich muß ich Dich auch darauf aufmerksam machen, daß nach dem Urtheil aller Wirthschaftsverständigen des seeligen Oheims baare Verlassenschaft weit mehr beträgt, als das Gut werth ist. Du gewinnst also, und meine Wünsche sind um so uneigennütziger.

Wandelhaupt.

Du sprichst von Gewinn, von Wirthschaftsverständigen? — Das mögen wohl Herr Vollmer und seine Freunde sein. Der Gutsanschlag meines Geissel aber lautet ganz anders, und wie Du Vollmern hörst, so will ich Geisseln hören.

Louise.

Also Herr Geissel? da sollte man doch einmal mit dem lieben Herrn Geissel sprechen.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Geissel.

Wandelhaupt.

Nun Geissel, ist er fertig mit der Rechnungsabnahme? hat alles seine Richtigkeit?

Geissel.

Werde gleich damit zu Stande sein, mein Herr Bürgermeister! es bedarf nur noch einer einzigen kleinen Auskunft. Haben Ew. Gestrengen seit dem Tode des seeligen Herrn Obersten irgend eine vorschußweise Zahlung aus der Wirthschaftskasse empfangen? —

Wandelhaupt.

Nicht einen Groschen.

Geissel.

Wie denn aber die gnädige Frau?

Frau von Glorau.

Eben so wenig.

Geissel.

Auch in den letzten Tagen nicht?

Frau von Glorau.

Durchaus nicht, es würde ja sonst eine Quittung von mir vorhanden sein.

Geissel.

Ganz recht! Ich bitte daher, damit ich die Rechnungen gehörig schließen kann, daß Sie beide die Gnade haben, dies Bekenntniß: „keine Gelder empfangen zu haben!“ — unterschreiben zu wollen, damit ich es als Hauptbeleg den Rechnungen anfügen kann.

(er übergiebt ein Papier, sie lesen und unterschreiben es beide.)

Geissel.

Und nun mein gestrenger Herr Bürgermeister, erbitte ich mir Hochdero Gegenwart nur auf einen Augenblick in der Amtsstube.

Wandelhaupt.

Ich gehe, und wenn ich zurückkehre, sollt Ihr meine cathegorische Antwort vernehmen.

(mit Geissel ab.)

Zehnter Auftritt.

Frau von Glorau. Louise. Bald darauf Gottlieb.

Louise.

Mit Vorstellungen und Bitten erlangt man hier nichts, das ist gewiß! also bitten

lassen Sie uns nicht mehr, denn es thut mir zu weh, Sie meine theure Mutter, so kalt zurück gewiesen zu sehen.

Frau von Glorau.

Mit Scherz und Spott wird aber noch weniger ausgerichtet, man erbittert die Leute nur, statt sie unsern Wünschen geneigt zu machen.

Louise.

Es erhält doch aber bei guter Laune, und die ist hier nöthig, ich würde sonst vor weinen kaum sprechen können. Der Onkel ist es jedoch nicht, der hier selbst gegen seinen Vortheil auf das Gut beharrt, — nein, es ist Geissel, und der will bestimmt einen Plan zu seinem eignen Vortheil dabei ausführen. Einer solchen List möchte ich wohl auch List entgegen setzen, und es käme darauf an, wer dann das Spiel gewönne. —

Gottlieb.

(schaut herein.)

Ist es unterthänigst erlaubt? —

Frau von Glorau.

Komm doch herein, ehrlicher Gottlieb, ich habe Dich heut noch nicht gesehen.

Gottlieb.

Ja! — ich hatte Besuch!

Louise.

Ich will wünschen, daß Dir Dein Besuch weniger Noth gemacht hat, als uns der unsrige.

Gottlieb.

Je nun, von wegen der Noth, mit der könnte ich meines Theils nun auch schon zufrieden sein. Aber ich habe noch eine Bitte auf dem Herzen.

Frau von Glorau.

Nur hervor damit.

Gottlieb.

Sie ist aber unbändig groß, Sie werden davor erschrecken.

Louise.

Wir sind jetzt an alles gewöhnt, und erschrecken nicht mehr vor großen Bitten.

Gottlieb.

Nun also — Sie wissen doch, daß der seelige Herr gestorben ist, wir haben ihn begraben, und haben alle so sehr dabei geweint — —

Frau von Glorau.

Ich sollte ja nur Deine Bitte hören.

Gottlieb.

Also — der Seelige war mein Pathe, und hat immer etwas auf mich gehalten, und hat mir auch in seinem Testamente zweihundert Thaler vermacht, das werden Sie wissen.

Frau von Glorau.

Allerdings, zweihundert Thaler gehören Dir!

Gottlieb.

Also — und nun passen Sie auf, nun kommt die Bitte: — Ich will mein Geld jetzt haben! —

Frau von Glorau.

Es sollen alle Legate in diesen Tagen ausgezahlt werden.

Gottlieb.

Nein! so haben wir nicht gewettet, ich muß mein Geld gleich haben, ich brauche es in dieser Minute, es kann nichts helfen! und da komm ich denn zu Ihnen, gnädige Frau, Sie sollen mir eine Anweisung auf die Wirthschaftskasse geben, damit es Vater gleich auszahlen kann, ich will auch jetzt mit der Hälfte zufrieden sein.

Frau von Glorau.

Wozu brauchst Du jetzt so viel Geld? Ich muß erst mit Deinem Vater sprechen, ob dieser es zugeben will!

Gottlieb.

Ei, was da, was da! machen Sie keine Umstände! Mit dem Vater können Sie jetzt nicht reden, der sitzt in den Klauen des Musje Geissel, und mit mir sollen sie hernach reden, so viel sie wollen.

Frau von Glorau.

Ich kann ja die Anweisung auch nicht allein ausstellen, mein Bruder hat ja gleiche Rechte mit mir auf die Kasse.

Gottlieb.

Allerliebste gnädige Frau, machen Sie doch wegen der paar Zeilen nicht solches Aufhebens. Sie schreiben ja oft Stundenlang und die Finger thun Ihnen nicht weh, so werden sie doch für den armen Gottlieb drei Zeilen schreiben können? — Fräulein Louischen, ich bitte Sie doch um Gotteswillen, schieben Sie die Mama hinten nach, ich werde vorn ziehen, daß wir sie nur erst zum Schreibtisch bringen.

(er faßt Frau von Glorau bei der Hand und zieht sie zum Schreibtisch.)

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Wandelhaupt. Geissel.

Wandelhaupt.

Halt! was ist das? — Gewalt? — Bursche, Du willst Dich an Deiner Herrschaft vergreifen?

Geissel.

Dahinter steckt ein furchtbares Complott, Vater und Sohn — Diebstahl, vielleicht Mord!

Frau von Glorau.

Nein doch, lieber Bruder, es ist ja nichts!

Wandelhaupt.

Geissel, arretire er den Burschen auch! halte er ihn fest!

Louise (stellt sich vor.)

Ich lasse den Gottlieb nicht arretiren, er hat nichts Böses gethan! Geben Sie sich keine Mühe, Herr Geissel! Gottlieb, lauf! lauf!

Geissel.

Das Fräulein schützt den Verbrecher? Aber mein Arm faßt durch!

Gottlieb.

Ja! faßt ihn nur, faßt ihn nur! Wir spielen hier Fuchs und Henne! Schön guten Morgen, Herr Geissel.

(er entläuft und winkt Louisen, indem er das Zimmer verläßt, diese folgt ihm.)

Geissel.

Warte Bursche! Du sollst es büßen müssen!

Frau von Glorau.

Aber meine Herren, was mischen Sie sich denn hinein? es ist ja gar nichts.

Wandelhaupt.

Nichts! sagst Du? gar nichts! — Der Hallunke, der Vater, ist ein Betrüger, es fehlen hundert Thaler in der Wirthschaftskasse, und der Sohn vergreift sich an seiner Herrschaft! ist das nichts?

Frau von Glorau.

Wie? die Rechnungen wären nicht richtig? es fehlte Geld in der Kasse?

Wandelhaupt.

Ja, hundert Thaler fehlen! Der Patron war erst trotzig genug zu behaupten, er hätte das Geld an Dich gezahlt, bis ihm denn Geis-

sel unser letztes hier unterzeichnetes Bekenntniß vor die Augen hielt.

Frau von Glorau.

Das muß durchaus eine Irrung sein, denn Vollmer ist — —

Wandelhaupt.

Ein Schleicher, ein Betrüger, dessen Entlarvung wir nur den ausgezeichneten Verdiensten meines Geissel verdanken! Und was wollte der ungeschliffene Gottlieb hier? —

Frau von Glorau (halb für sich.)

Wenn ich Gottlieb's Benehmen und seine dringende Heftigkeit erwäge, so weiß ich wirklich kaum, was ich davon denken soll?

Wandelhaupt.

Ich habe bereits für Dich gedacht, gehandelt, Frau Schwester. Vollmer abgesetzt, arretirt, den Gerichten übergeben. In meinem guten Geissel stelle ich Dir aber hier den neuen Inspector vor.

Frau von Glorau.

Bruder, Du hast zu rasch gehandelt!

Wandelhaupt.

Zu rasch? kann die Gerechtigkeit zu rasch geübt werden? soll die Inspectorstelle hier unbesetzt bleiben, und kennst du einen Würdigern dazu als Geissel? —

Geissel.

Ich habe mich aus Liebe zu Hochdero Familie bestimmen lassen, das mühvolle Inspectorat hier zu übernehmen, und den interessanten Aufenthalt in der Stadt mit dem öden Landleben zu vertauschen.

Frau von Glorau.

Ich kann meine Zustimmung hierzu nicht eher geben, bis ich nicht selbst mit Vollmer gesprochen habe. Wie möchte ich ihm zutrauen daß er, ohne irgend ein Recht, sich auf mich berufen würde.

Geissel.

Vor dem ersten Verhör, wird aber mit Ew. Gnaden Erlaubniß, wohl Niemand mit dem Inquisiten sprechen dürfen.

Wandelhaupt.

Nein! durchaus nicht! Es ist ja auch schon alles erwiesen; er ist abgesetzt!

Frau von Glorau.

Nun so erkläre ich hiermit, daß ich dennoch an Vollmers Unschuld glaube, und daß ich, wie auch die Sachen stehen mögen, alles für ihn ersetzen will.

Wandelhaupt.

Gut, der Defect soll Dir auf Deinen Antheil angerechnet werden, aber der Strafe kann Vollmer nicht mehr entgehen.

Geissel. (zu Wandelhaupt.)

Vielleicht würden Ew. Gestrengen sich geneigter zeigen, diese allerdings ungewöhnlichen Wünsche zu erfüllen, wenn die Gnädige auch gegen Dero Wünsche — —

Wandelhaupt. (winkt Geisseln, daß er ihn verstecke.)

Ja! Höre Schwester, meinetwegen, Dir zu Liebe will ich den Betrüger Dir ausliefern, dem sonst das Zuchthaus gewiß ist, mache mit ihm was Du willst, aber verzichte nun auch mir zu Liebe auf dies Gut.

Frau von Glorau.

Welche Bedingungen!

Geissel (heimlich.)

Recht, mein Herr Bürgermeister! Lassen Sie nicht nach, denn jetzt muß Alles entschieden werden; und da Vollmer bei Seite geschafft ist, werden wir hoffentlich bald am Ziele sein.

Louise

(herein eilend.)

Lieber Oheim! die Bauern wollen den Vollmer mit Gewalt befreien! Gottlieb hat Hülfe gerufen, es ist unten ein großer Spectakel!

Wandelhaupt.

I da soll ja das Wetter! — — Geissel spring er hinunter, treibe er das Volk zu Paaren, damit sie begreifen, was ein Bürgermeister zu sagen hat.

(Louise zieht die Mutter bei Seite, spricht heimlich mit ihr, und scheint ihr zu erzählen, was ihr Gottlieb anvertraut hat. Geissel spricht mit Wandelhaupt auf der andern Seite.)

Geissel.

Sein Sie unbesorgt, mein Herr Bürgermeister! ich werde Friede stiften und mit meinem braunen Freunde (er zeigt auf den Stock.) Dero Huldigung allhier vorbereiten. Aber ziehen Sie nun auch hier alle Register; wo Strenge

und Beharrlichkeit nichts hilft, da muß List zum Siege führen.

Wandelhaupt.

Das ist gerade meine Sache.

Geissel.

Bedenken Hochdieselben, daß Sie mich bereits zum Inspector ernennt. —

Wandelhaupt.

Geh er nur, ich habe schon alles bedacht.

(Geissel ab.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Geissel.

Frau von Glorau.

Die Sache mit Vollmer steht anders, ich habe mich näher davon unterrichtet und überzeugt, daß er jene hundert Thaler wirklich für mich gezahlt, jedoch noch keine Quittung erhalten hat. Ich werde diese ihm nachträglich ausstellen, und bitte ihn seines Arrestes zu entlassen.

Wandelhaupt.

Daraus wird nichts! das sind Winkelzüge! wenn Du das Geld erhalten hättest, würdest Du Dich wohl vorhin schon darauf besonnen haben. Jetzt ist diese Behauptung ein Falsum, macht die Sache noch schlimmer, und verwickelt auch Dich mit hinein. Ich werde verlangen, daß Dir ein Eid darüber abgenommen werde.

Frau von Glorau.

Bruder! wie kannst Du so gegen mich handeln? —

Louise.

Treiben Sie die Sache nicht zu weit, mein Onkelchen! sonst könnten Sie in diese Verwickelung wohl auch mit hinein gewickelt werden, und Ihnen würde ein solches Wickelband sehr lästig vorkommen.

Wandelhaupt.

Ei was, ich treibe die Sache nun aufs Aeußerste! wenn Du mir nicht im Guten weichen willst, so sollt Ihr mich ganz anders kennen lernen!

Frau von Glorau.

Je mehr ich Dich hier von einer neuen Seite kennen lerne, um desto weniger kann ich Dir jetzt das Gut überlassen. Du bist ganz in den Händen Deines heimtückischen Geissel, und wie würde der hier mit den guten friedlichen Menschen umgehen, wie würde er recht absichtlich alles zerstören, was ich sorgsam aufgebaut habe. Du würdest es nicht hindern, denn Du scheinst gar keinen eignen Willen mehr zu haben.

Wandelhaupt.

Keinen eignen Willen? das will ich Dir zeigen! Du willst mir also nicht weichen? willst mir nicht das Gut abtreten? Wohlan, so magst Du wohnen bleiben! Ich aber werde wieder heirathen, ein recht böses Weib werde ich heirathen, mit ihr ziehe ich dann ein, und wollen wir schon sehen! wer hier Herr sein und den andern vertreiben wird!

Louise.

Onkel! Sie werden doch nicht den Sperling spielen wollen, der die armen Schwalben aus dem Neste beißt?

Wandelhaupt.

Ja, das will ich!

Frau von Glorau.

Störe doch nicht unser geschwisterliches Verhältniß mit so rauher Hand. Laß uns endlich zum Ziele kommen. Meine herzlichen Bitten bewegen Dich nicht, so mag denn das Schicksal entscheiden, — wir wollen loosen.

Wandelhaupt.

Loosen! sagst Du? — Nein, ich loose nicht! Die Weiber loosen gern, sie haben Glück dabei, ich aber habe noch niemals etwas gewonnen. Nein, ich loose durchaus nicht!

(ein Bedienter meldet, daß das Mittagessen angerichtet sei.)

Wandelhaupt.

Angerichtet, sagt das Menschenkind! Gut, mich hungert zwar sehr, denn der Aerger zehrt, aber ich kann nicht eher mit Euch einen Bissen essen, bis wir nicht im Reinen sind; nein, ich will lieber verhungern!

Frau von Glorau.

Mein Bruder, sei doch nicht so hart!

Louise.

Geben Sie einem Vorschlag Gehör, der alles froh und freundlich lösen könnte! Kommen Sie jetzt zu Tische, Onkelchen! und lassen Sie es sich recht gut schmecken; beim Desert

suche ich Ihnen denn eine große dicke Mandel aus, Sie essen mit uns ein Vielliebchen, und wer dem Andern morgen zuerst einen guten Morgen bietet, der behält das Gut.

Wandelhaupt.

(für sich.)

Vielliebchen essen? — Da kommt die List und der Verstand in Arbeit. Wo es mit Strenge nicht geht, soll List angewendet werden, sagt Geissel, also — —

Frau von Glorau.

Die Sache scheint mir doch viel zu ernst, für einen solchen Scherz!

Wandelhaupt.

Wie? zu ernst? — Nein, ich stimme bei! ich esse mit Euch ein Vielliebchen, und morgen früh sei's entschieden; jedoch unter der Bedingung, daß Geissel in dem Vielliebchen mit eingeschlossen sein muß.

Louise.

Auch das, aber dann bin auch ich mit eingeschlossen, und kann auch statt der Mutter den entscheidenden guten Morgen bieten.

Wandelhaupt.

Es mag sein, ich will Euch schon fassen.

Louise.

Also topp! — Mutterchen! bitte, bitte, willige ein, so wird die Sache doch endlich ohne Groll sich lösen!

Frau von Glorau.

Wenn Du es wünschest, Bruder, habe ich nichts dagegen, obgleich es mir fast unmöglich ist, aus dieser Sache einen Scherz zu machen!

Wandelhaupt.

Desto besser, so machen wir es mit Louischen allein ab; nun aber kommt zu Tische, daß wir uns bis zum Vielliebchen durchessen.

Louise.

Guten Morgen, Vielliebchen!

Wandelhaupt.

Ja, schön guten Morgen, Vielliebchen!

(Indem alle abgehen fällt der Vorhang.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Zimmer der Frau von Glorau.)

Otto. Gottlieb.

Otto.

(zu Gottlieb, der eben hereintritt.)

Hast Du die Tante gesprochen? wird Sie denn endlich bald kommen und mich von meiner Angst um Deinen Vater befreien?

Gottlieb.

Ja, sie wird gleich hier sein! Weil das Abendbrod heut gar kein Ende nehmen wollte, so lauschte ich im Nebenzimmer. Mit dem Essen waren sie längst fertig, aber der Papa und der Musje Geissel hatten einen großen Punschnapf vor sich, schenkten unbändig ein, und wollten, daß die Gnädige und Fräulein auch Bescheid thun sollten, und wenn sich diese beiden zierten, dann machte Geissel einen Spectakel und beide schrieen dann immer: Vivat

Vielliebchen! — ich möchte nur wissen, was das für ein Mensch sein muß der Vielliebchen!

Otto.

Weiß denn die Tante — —

Gottlieb.

Ich habe ihr durch Louischen einen Wink geben lassen. Aber junger Herr, nun gehen Sie auch in sich, und machen Sie Alles wieder gut!

Otto.

Ich will ja! Dein Vater wäre längst schon gerechtfertigt, wenn mich Geissel nicht abgehalten hätte. Aber die Tante soll Alles erfahren, sie soll mir rathen was ich thun, und wie ich Dir lohnen soll, Gottlieb, daß Du mein Retter warst.

Gottlieb.

Bleiben Sie mir mit Ihrem Lohn vom Leibe! es ist nur gut daß ich Ihr Retter bin, denn so durfte ich Ihnen nichts thun. Als Musje Geissel aber meinen Herzevater wegen der hundert Thaler arretirte, da kribbelte mir es höllisch in den Fingern, und ich hätte große Lust gehabt mit dem Marqueur und

dem Schneidergesellen auf Ihrem Rücken Puff zu spielen.

Otto.

Du unterfängst Dich, Gottlieb?

Gottlieb.

Ei was, unterfangen! Wenn der Vater unschuldig arretirt ist, unterfängt sich der Sohn Alles. Aber Sie haben mir einmal weiß gemacht, ich wäre Ihr Retter und da wollte sichs doch nicht thun lassen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Frau von Glorau.

Louise.

Otto.

Ach, meine liebe, theure Tante!

Frau von Glorau.

Otto! Otto! wie sehe ich Dich wieder!

Otto.

Ja, ich komme als ein Flüchtling, aber Sie werden mich nicht verstoßen. O, mein liebes Louischen, hilf mir bitten, daß Deine Mutter mir wieder verzeiht!

Frau von Glorau.

Wie oft hat unser seeliger Oheim Dir schon verziehen, und Dich aus drückenden Verlegenheiten gerettet! Du bist aber ein zu leichtsinniger Mensch, der fortwährende Güte mißbraucht, und redliche Freunde ins Unglück zieht! Du verdienst eigentlich keine Nachsicht, sondern harte Strafe!

Otto.

Bin ich denn nicht gestraft genug? Habe ich mich nicht von meinen groben Gläubigern verfolgt hierher flüchten müssen? Sehe ich nicht den redlichen Mann der sich meiner angenommen, sogar deshalb, und weil er edelmüthig geschwiegen hat, im Gefängniß? steht nicht der simple Bursche hier jetzt als mein Retter da? —

Gottlieb.

Na! da hören Sie es, das ich der Retter bin! Aber eben deswegen müssen Sie auch nun nichts mehr von Strafe reden. Er hat das Seinige gekriegt, und wenn ich nun einmal der Retter bin, so will ich auch der Retter bleiben.

Louise.

Ehrlicher Gottlieb!

Gottlieb.

Aber hört einmal Alle! schafft mir nun den Vater aus dem Loche, oder ich schmeisse Feuer ins Nest und hole mir den Vater aus den Flammen. Es ist Nacht, alles legt sich schlafen, und den Vater sein Bette steht leer!

(er weint.)

Louise.

Weine nicht Gottlieb! warte nur noch wenige Stunden, dann wollen wir den Vater selbst befreien!

Otto.

Ich habe nicht warten, sondern als sie Vollmern ins Gefängniß führten, zu meinen Vater hinstürzen, ihm alles bekennen, und so den guten Vollmer der mir zu Liebe schwieg, rechtfertigen wollen! Aber Geissel, an den ich mich zuerst wendete, hielt mich davon zurück; er beschwor mich, meinen Vater, der sehr böser Laune sei, jetzt nicht zu nahen, sondern lieber auf der Stelle nach der Schule zurückzueilen. Er selbst wolle Vollmern schon durchzuhelfen suchen.

Frau von Glorau.

Darauf rechne nicht! Geissel hat ihn recht geflissentlich verdächtig gemacht, denn wo bliebe auch sonst der neue Inspector, wenn Vollmer gerechtfertigt wäre!

Otto.

Der neue Inspector! — ist denn Vollmer abgesetzt?

Frau von Glorau.

Dein Vater hat Geisseln dazu ernannt.

Otto.

Gehört denn Heimberg nicht Ihnen? Der seelige Onkel kann es ja doch Niemandem anders vermacht haben, als nur Ihnen?

Frau von Glorau.

Nein, er hat nicht darüber entschieden!

Louise.

Und ist Dir's denn nicht lieb Otto, wenn Dein Vater dies schöne Gut erhält. Dann brauchst Du Dich nicht mehr als ein Flüchtling hier einzuschleichen, dann wird es einst Dein Erbe.

Otto.

Und was nimmt denn die Tante als Entschädigung dafür?

Louise.

Was anders, als die baare Verlassenschaft.

Otto.

Ach nein, liebe Tante! thun Sie das ja nicht! nehmen Sie das Gut, und lassen Sie dem Vater das Geld. Ich weiß es, der Vater vertraut dem eigennützigen Geissel nur zu sehr, und wie würde dieser mit Heimberg schalten, wie die armen Menschen hier drücken, und Alles was Sie so schön hier eingerichtet, zerstören, wenn er Inspector bliebe. Heimberg würde sich bald nicht mehr ähnlich sehen. Nein, Tante, das können Sie nicht zulassen! Sie dürfen sich von diesem Orte nicht lossagen! Lassen Sie dem Vater das Geld, und nehmen Sie das schöne Fleckchen Erde. Der Vater wird dann ruhiger sein, Geissel wird ihn weniger betrügen können; und auch mir ist das Geld lieber, ich will es nicht leichtsinnig verschwenden, aber vor mir liegt Gottes schöne Welt, ich will sie sehen, will wandern, reisen, so weit mich meine Sehnsucht fortzieht, und will freie Wahl behalten mir eine Heimath zu suchen.

Louise

Genug! genug! wir sind einig! Ich mußte Deine Meinung erst hierüber wissen. Jetzt kann ich frei und getrost handeln, und morgen früh soll Alles, so Gott will, glücklich entschieden sein. Aber nun liebe Mutter, verzeihen Sie dem Otto auch, er hat bisweilen wirklich recht vernünftige Augenblicke, und ein gutes Herz.

Gottlieb.

Gnädige Frau! ich bitte auch! hören Sie, ich bitte auch!

Otto.

Liebe theure Tante!

Frau von Glorau.

Ich will glauben, daß Du Dich bessern wirst, will Deinem Vater den Aerger, Dir die Vorwürfe ersparen, und jene hundert Thaler diesmal für Dich zahlen.

Gottlieb.

Schönen Dank! daraus wird nichts! Ich bin einmal der Retter und will's auch bleiben; es ist auch viel besser so; denn wenn dem jungen Herrn das Schuldenmachen einmal wieder ankäme, dann wird er denken:

die reiche Tante nicht, sondern der arme Gottlieb hat mir sein Geld gegeben, und wenn er dies denkt —

Otto.

Dann wird er vor aller weitern Verführung gesichert sein.

Louise.

Aber, liebes Mutterchen, es ist schon spät! Ich muß mit Gottlieb noch wichtige Dinge abreden, denn das Vielliebchen ist gegessen und die Schicksalswaage schwankt!

Frau von Glorau.

Louise! was hast Du übernommen! bedenke was Alles an der Ausführung dieses Scherzes hängt!

Louise.

Laß mich nur machen! Ein fröhlicher Sinn, und ein frommer Wille werden mir schon zum Siege verhelfen! Führe Du den Otto auf sein Schlafstübchen, erzähle ihm Alles, geh aber vor Mitternacht ja nicht schlafen, denn ich müßte Dich ja sonst wieder aufwecken. Du aber, Gottlieb, komm mit mir, Du sollst mir helfen!

Gottlieb.

Nun, wenn ich erst an's Helfen komme —
(sie gehen alle ab.)

Dritter Auftritt.

(Verwandlung. Wandelhaupt's Schlafzimmer. Wandelhaupt allein, in Schlafrock und Nachtmütze, er raucht Tabak und sitzt an einem Tische, auf welchem ein großer Bierkrug, unter demselben aber noch ein Korb mit Bierflaschen steht.

Wandelhaupt.

(ein Brief in der Hand.)

Schöne Nachrichten! die fehlen noch um einem in diesem Wirrwar den Kopf ganz confuse zu machen. — Die Schwester, erpicht auf das Gut wie ein Tiger; die Louise, eine wahre Hexe; denn seit ich das verdammte Vielliebchen gegessen, ist mir so bange als ob ich einen Zaubertrunk im Leibe hätte, — und endlich hier der Otto, mein einziges Kind, auf und davon gegangen, wahrscheinlich Schulden halber! Ich unglücklicher Mann! für was soll ich nun zuerst sorgen, wo nun zuerst hinfassen: nach dem Gute, oder nach dem Kinde? —

Vierter Auftritt.

Wandelhaupt. Geissel.

Geissel.

Jetzt ist Alles besorgt, mein Herr Bürgermeister! Alles!

Wandelhaupt.

Hat er auch seine fünf Sinne noch beisammen? — Er hat höllisch tief in den Punschnapf geguckt.

Geissel.

Ich konnte Ew. Gestrengen ja unmöglich allein in dieser gefährlichen warmen Strömung lassen. Und was die fünf Sinne anbetrifft, so wollte ich lieber von sechsen sagen; denn die Pfiffigkeit, der sechste Sinn, ist eben durch den Punsch recht wach und warm geworden.

Wandelhaupt.

Es thut auch Noth, denn das verdammte Vielliebchen — —

Geissel.

Nein das treffliche Vielliebchen! Sie hätten keinen herrlichern Einfall haben können,

als die Entscheidung auf dieses Kunststückchen zu setzen!

Wandelhaupt.

Meint er wirklich? — ich dachte auch so; denn vergleichen wollte sich die Schwester nicht; mit Drohungen war nichts auszurichten; aufs Loosen mochte ich mich nicht einlassen, also — —

Geissel.

Also zur Pfiffigkeit die Zuflucht genommen, da alle anderen Seelentugenden nicht zureichten, und was die Pfiffigkeit veranstaltet hat, sollen Sie jetzt gleich hören.

Wandelhaupt.

Setze er sich, und berichte er!

Geissel. (setzt sich.)

Ew. Gestrengen haben also ein Vielliebchen mit Fräulein Louisen von Glorau gespeist?

Wandelhaupt.

I freilich! aber es sitzt mir noch hier oben!

Geissel.

Wer von Ihnen nun also dem Andern morgen früh zuerst einen guten Morgen zu-

ruft, hat das Vielliebchen und mithin das Gut gewonnen?

Wandelhaupt.

Ja doch, ich weiß es ja!

Geissel.

Nun entsteht aber die große Frage: Wann beginnt das Morgen? —

Wandelhaupt.

Die große Frage lößt sich mit der kleinen Antwort abthun: das Morgen beginnt wenn ich aufstehe.

Geissel.

Mit nichten! dann könnte Fräulein Louischen noch früher aufstehen, und uns den Rang ablaufen. Wir müssen das Morgen also weghaschen, sobald es jung wird, und da nach alt-herkömmlicher Weise das liebe Morgen anfängt, sobald das liebe heute in der Mitternacht zwölf Uhr geschlagen hat, so — — merken Sie die Pfiffigkeit?

Wandelhaupt.

Es ist mir bald so.

Geissel.

Also sehen Sie, nur deshalb habe ich Ew. Gestrengen und die Damen so lange bei

dem Punschnapf aufgehalten, bis sich wenigstens über die letztern eine Art langweiliger Schläfrigkeit zu verbreiten scheine. Sie sehnten sich nach den Betten, liegen nun schon auf den verehrten Ohren, der Punsch wirkt, und sie werden nicht zwölf Uhr schlagen hören. Wir aber wollen nicht zu Bette gehen. — —

Wandelhaupt.

Mensch! wenn ich das aushalten werde, nach solcher Anstrengung!

Geissel.

Es wird schon gehen. Einmal ist keinmal, wir legen uns dann erst fröhlich zu Ruhe, wenn wir gesiegt haben. Aber hören Dieselben nur weiter: Am Eingange des Corridors, der zu diesem Zimmer führt, habe ich unsern alten Rathskutscher mit seiner großen Peitsche postirt, und ihm befohlen: bei Todesstrafe keinen Menschen zu uns zu lassen, sondern Alles unbarmherzig niederzuhauen; denn man könnte jedoch wohl auch uns etwa überraschen wollen und die Pfiffigkeit. — —

Wandelhaupt.

Natürlich! — nur weiter! —

Geissel.

Nur der Nachtwächter soll durchgelassen werden; er ist bereits gewonnen; und da sich alle Welt hieselbst nach der Uhr auf dem hiesigen Kirchthurme richtet, welche man hier im Zimmer nicht schlagen hört, so soll der Nachtwächter Schlag zwölf Uhr allhier erscheinen, uns verkündigen: es sei nun morgen! und so uns gleichsam als zuverlässiger Zeuge dienen. Ich habe ihm dafür eine fürstliche Belohnung verheißen, denn die Pfiffigkeit sagt — —

Wandelhaupt.

Schon gut! sehr gut! aber weiter!

Geissel.

Mit des Nachtwächters Laterne schleichen wir uns dann zuvörderst zu der Gnädigen Schlafzimmer. Es wird aber verschlossen sein!

Wandelhaupt.

Das wäre dumm! was hilft nun mein Gutenmorgen Geschrei draußen? man muß sich ja dabei sehen, so ist's ausgemacht!

Geissel.

Ganz recht, wird aber schon kommen! Ew. Gestrengen stehen also mit dem Kutscher

vor der Thür, trommeln tüchtig daran und rufen: „guten Morgen Vielliebchen!“

Wandelhaupt.

Das soll nicht fehlen!

Geissel.

Der Feind erwacht, springt aus dem Bette, merkt blos auf diesen Angriffspunkt, zittert und hält sich hinter Schloß und Riegel sicher. Ich aber stehe indeß mit dem Nachtwächter unter den Fenstern, er hält die Leiter, ich steige leise hinauf, stoße plötzlich eine Fensterscheibe ein, fahre mit der Laterne in's Zimmer, rufe: guten Morgen Vielliebchen! und wir haben das Spiel gewonnen!

Wandelhaupt.

Geissel, er ist ein sehr gescheuter Mensch! Das Vielliebchen ist gewonnen, das schöne große Gut ist mein!

Geissel.

Ich gratulire devotest, und bringe Ew. Hochedeln zuerst meine Huldigung dar!

Wandelhaupt.

Ich danke! — Kilian Wandelhaupt, Consul zu Storchheim, Erb-Lehn- und Ge-

richtsherr auf Heimberg! — Das klingt gar nicht übel!

Geissel.

Und Adam Geissel! Olim Rathsdiener und Vice-Stadtschreiber zu Storchheim, dermalen herrschaftlicher Wandelhaupt'scher General-Inspector zu Heimberg Wohlgeboren.

Wandelhaupt.

Herr General-Inspector Geissel, bitten Sie Sich eine kleine Gnade aus!

Geissel.

Mein gnädigster Herr! ich stehe mich als Inspector gar zu schlecht! Das traurige Beispiel liegt vor, der unglückliche Vollmer hat aus Hunger stehlen müssen, ich bitte um Zulage!

Wandelhaupt.

Ich bewillige Ihnen, Ihrer sehr treuen Dienste wegen, fünf Thaler Zulage mit dem Beding: daß von morgen an der sechste Sinn wieder abgelegt werden muß!

Geissel.

Werde unvergessen sein, und so weit thunlich den sechsten Sinn quiesciren lassen.

Wandelhaupt.

Diese Sache wäre sonach völlig im Reinen; aber eine andere liegt mir noch sehr schwer auf dem Herzen. Der Rector der Schule in Boxberg schreibt hier an mich, und frägt, ob mein Sohn bei mir angekommen sei? Er wird dort vermißt, und man glaubt, er sei Schulden halber entlaufen.

Geissel.

Ottchen? der wird schon wiederkommen! Dergleichen Kleinigkeiten dürfen Ew. Gestrengen jetzt nicht beunruhigen, wo alle Gedanken nur auf einen einzigen wichtigen Punkt gerichtet sein müssen.

Wandelhaupt.

Kleinigkeiten? — Mensch! er hat keine Kinder! er weiß nicht, welche Angst ein Vater um seinen Sohn hat! Ich habe mich oft von ihm zur Härte gegen meinen Otto verleiten lassen.

Geissel.

Habe ich denn nicht nur immer in Ew. Gestrengen Auftrag die Strafbriefe schreiben müssen?

Wandelhaupt.

Sie haben mein Kind aber von mir abwendig gemacht! Der seelige Onkel hier galt ihm als Vater, zu ihm hatte er Vertrauen, vor mir nur Furcht; den Onkel besuchte der Junge immer, zu mir kam er niemals; und da der Onkel nun todt ist, läuft er in die Welt, oder vielleicht gar ins Wasser.

Geissel.

Verehrter Herr Bürgermeister, beruhigen Sie Sich! mir fällt eben ein, daß ich heute einen durchreisenden Weinhändler gesprochen, der wollte Ottchen auf einer kleinen Fußreise begegnet sein; der junge Herr ist gewiß schon auf dem Rückwege nach Boxberg begriffen. Wenn wir erst hier im Reinen sind, will ich selbst hinreisen, dem jungen Herrn den Kopf waschen, und Alles wieder in Ordnung bringen.

Wandelhaupt.

Wenn nur der Weinhändler — —

Geissel.

Ich setze meinen Kopf zum Pfande, der junge Herr ist wieder auf dem Rückwege begriffen.

Wandelhaupt.

Nun ich will mich jetzt zu beruhigen suchen. Ich fühle mich aber zu sehr angegriffen, und da der Kutscher draußen Wache steht, — und der Nachtwächter kommen wird, — und da die Uhr noch nicht zwölf geschlagen hat, und der Punsch allemal sehr schläfrig macht, — — und da dies ein sehr mühevoller Tag war, und ich noch viele Kräfte brauchen werde, — und da wir die heutige Nacht durchwachen wollen, — und mir's besonders in den Augen drückt, — so will ich sie ein wenig zu schließen suchen. Paße er indeß auf, Geissel, und wenn der Nachtwächter kommt, so stoße er mich an, aber leise!

Geissel.

Werde nicht ermangeln, wird aber bald geschehen müssen, indem die zwölfte Stunde nicht mehr ferne ist.

(Wandelhaupt schläft ein. Geissel setzt sich eine Mütze auf, zündet eine Pfeiffe an, schenkt sich Bier ein, scheucht dem Bürgermeister bisweilen die Fliegen, und geht dann wieder schweigend im Zimmer umher. Endlich, nachdem er überzeugt ist, daß Wandelhaupt fest schläft, sagt er:

Ein großes Tagewerk liegt hinter uns. Vollmer ist gestürzt und ich stehe an seiner

Stelle! Der junge Herr ist zurückspedirt; denn der hätte noch gefehlt, um sich etwa mit dem Herrn Papa jetzt auszusöhnen. Das kann vielleicht späterhin geschehen, doch nur durch meine Hände. Alles ist im besten Gange, die Sache endigt mit einem Spaße; so kannst Du aus vollem Halse lachen, Geissel; denn Du wirst doch endlich einmal zu etwas ordentlichem gelangen. Unser lieber Bürgermeister hier mag schlafen, mit zugemachten, oder offenen Augen schlafen, — wir wollen dafür sorgen, ihm die Schlafmütze recht tief über die Ohren zu ziehen.

(man hört das Nachtwächterhorn blasen.)

Ha! das ist die Parole! der Nachtwächter kommt, der Seiger hat zwölf Uhr geschlagen. — Herr Bürgermeister! — Herr Bürgermeister!

Wandelhaupt (auffahrend.)

He da! was soll sein? — Guten Morgen! guten Morgen!

Geissel.

Noch nicht! noch nicht! ermuntern Sie sich. Der Nachtwächter kommt, wir müssen uns zum Angriff rüsten!

(Während sich Wandelhaupt die schläfrigen Augen reibt, und Geissel die Pfeife weglegt, und noch einmal aus dem Bierkruge trinkt, öffnet sich die Thüre: Louise tritt ein als Nachtwächter verkleidet, mit Laterne, Spieß und Nachtwächterhorn, nachdem sie noch einmal zur Thüre herein geblasen hat.

Louise (zu Wandelhaupt mit lauter Stimme.)

Schön guten Morgen Vielliebchen!

(sie wirft die Verkleidung ab.)

Wandelhaupt.

Alle Wetter!

Geissel.

Ich bin des Todes!

Louise.

Also, guten Morgen Vielliebchen! — Die Uhr hat zwölf geschlagen, der neue Tag hat begonnen, die Wette ist gewonnen!

Wandelhaupt.

Geissel, er ist mit seiner Pfiffigkeit ein Schaafskopf.

Geissel.

Der Kutscher draußen ist an Allen Schuld, und der Nachtwächter hat uns verrathen; ich bringe Sie beide um's Leben.

Wandelhaupt.

Laß er's gut sein, er kriegt sonst von den beiden Kerls noch Prügel obendrein!

Geissel.

Ein solcher Spaß, ist ein dummer Spaß, er gilt nichts, es ist Betrügerei!

Wandelhaupt.

Halte er's kluge Maul! hat er nicht auch betrügen und sogar in die Fenster einsteigen wollen?

Louise.

Ein Scherz war erlaubt; ich habe Ihr Wort, lieber Onkel, und das werden Sie nicht brechen?

Wandelhaupt.

Nein, Wort halte ich, aber dies ist mein letztes, es wird bald mit mir aus sein!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Frau von Glorau. Gottlieb.

Gottlieb.

Hier bring ich die Mama! wir haben gewonnen! Juchheisa!

Frau von Glorau.

Sei mir nicht böse, Bruder! Verzeih dem frohen Mädchen, daß es Dich überlistet, da es Dich nicht erbitten konnte!

Wandelhaupt.

Die Weiber sind Schlangen! nehmt denn alles hin, aber laßt anspannen, daß ich fort komme, ehe es Tag wird. Geissel packe er ein!

Geissel.

Ich werde aber Ew. Gestrengen wohl leider nicht begleiten können, denn Hochdieselben haben mich einmal zum Inspector hier ernannt, und werden durch Hochdero Vermittelung Ihr Wort doch auch hier in Ehren zu halten suchen.

Frau von Glorau.

Reisen Sie unbesorgt Herr Geissel! Ich kann Sie hier nicht ferner gebrauchen; denn Vollmer ist und bleibt Inspector bei mir.

Gottlieb.

Adje! Musje Geissel!

Frau von Glorau.

Du aber, mein liebster Bruder, verlaß mich nicht sogleich! Deine Abreise wäre mir ja ein schmerzliches Zeichen Deines Unwillens.

Louise.

Nun ist ja aller Streit vorbei, und nun erst können wir Ihnen recht unbefangen die größten Beweise unsrer Liebe geben.

Wandelhaupt.

Ich kann nicht bleiben! das Gut ist verloren, mögt Ihr's haben! Aber meinen Otto will ich nicht verlieren, er hat Schulden gemacht, ist von der Schule fortgelaufen, wer weiß wohin! Geissel wollte mich zwar beruhigen, aber ich bin nicht ruhig, ich will selbst nach Boxberg reisen, denn es ist mein einziges Kind!

(Frau von Glorau giebt Gottlieben einen Wink, worauf dieser forteilt.)

Frau von Glorau.

Und wenn er nun wirklich aus Leichtsinn Schulden gemacht, und wenn nun ein redlicher Freund die Schulden fast mit Aufopferung

des eignen guten Rufes bezahlt hätte, um Deinen Sohn aus Schande und Schmach zu retten!

Wandelhaupt.

Sprich! was weißt Du davon?

Frau von Glorau.

Und wenn selbst Schmähungen und Gefängniß den Mann nicht bewogen hätten, Deinen Sohn zu verrathen, und Dir Aerger und und Gram aufzubürden.

Wandelhaupt.

Dann würde ich dem braven Mann die Hand drücken und mein Junge sollte ihm die Hand küssen! Aber Schwester, wo ist denn Otto? Du weißt es gewiß! Wo ist mein Sohn?

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Otto. Gottlieb.

Otto.

(stürzt dem Vater zu Füßen.)

Hier bin ich, mein Vater!

Wandelhaupt.

Böser Junge, was hast Du gemacht!

Otto.

Verzeihen Sie mir, die Tante weiß, wie ich bereue!

Frau von Glorau.

Ja, ich hoffe gewiß, er wird sich bessern.

Wandelhaupt.

Hast Du Schulden gemacht?

Otto.

Wohl habe ich es gethan!

Wandelhaupt.

Und wer ist der Mann, der Dich aus der Noth gerettet haben soll?

Otto.

Es ist Vollmer, und hier sein Sohn!

Gottlieb.

Sie sind eine rechte dumme Klatsche!

Otto.

Mit den hundert Thalern aus der Kasse, die sich Gottlieb auf sein Legat auszahlen ließ, hat er die Gläubiger, die mich bis hierher verfolgten, abgewehrt. Und um Sie nicht zu kränken und mir die Strafe zu ersparen, hat er still Alles erduldet; denn Geissel ließ

ihm ja nicht Zeit, die Sache durch die liebe Tante auszugleichen.

Wandelhaupt.

Du aber konntest das ruhig mit ansehen, und konntest schweigen? Pfui!

Otto.

Ich habe ja Geisseln Alles anvertraut, er aber rieth mir zu schweigen, und lieber auf der Stelle zurückzukehren; denn Ihr Zorn sei furchtbar, und er müsse erst Zeit gewinnen, um die Sache zu vermitteln.

Louise.

O ja! er hat so lange vermittelt, bis der Onkel ihn zum Inspector ernannte, und Vollmern absetzte.

Geissel.

Ich muß recht sehr bitten — —

Wandelhaupt.

Er hält das Maul!

Otto.

Ach! und die Briefe, die Geissel in Ihrem Namen an mich schrieb, waren immer

so hart; kein Wunsch, keine Bitte wurde erfüllt, ich durfte ja nicht mehr nach Hause kommen, denn Sie hatten es mir ja ausdrücklich untersagt. — Ich war verstoßen! Wie hätte ich es wagen können, Ihnen Alles zu entdecken!

Wandelhaupt.

Geissel, er ist ein sechssinniger Schurke! Jetzt durchschaue ich ihn! Er wollte mich in seinen Händen behalten, ich sollte Niemand haben, außer ihm. Wir werden uns näher sprechen!

Geissel.

Ich bin unschuldig, — jene Briefe — —

Wandelhaupt.

Ich will sie alle selbst lesen, er soll keine mehr schreiben. Jetzt gehe er, und sage er dem Esel, dem Rathskutscher, er solle den Schuft Geissel nach Hause fahren! Marsch! —

(Geissel geht ab.)

Ich aber bleibe noch bei Euch, Kinder, will meine baare Erbschaft ordnen, und nun Euer Gast sein. Denn weil nun kein Streit mehr unter uns ist, den der Hallunke wohl

zu unterhalten wußte; und weil ich nun meinen Jungen wieder habe, wollen wir noch ein paar fröhliche Tage verleben. — Und nun gute Nacht, Vielliebchen! Wenn es Tag wird, will ich mich beim Vollmer bedanken!

(Der Vorhang fällt.)

Ernst v. Houwald.

VI.

Erinnerung

an

unvergeßliche Menschen.

„Die Stätte, die ein großer Mensch betrat,
„Ist eingeweiht, nach hundert Jahren klingt
„Sein Wort und seine That dem Enkel wieder!“





J. G. A. Frenzel sc.

Villa des Cicero.



Mit diesen Worten habe ich Euch, meine lieben Leser, im ersten Theile dieser Bilder, bereits zu mehreren solchen Stätten hingeführt, und habe Euch gezeigt, wo Horaz und Mäcenas einst wohnten, wo Naumann geboren, Körner erzogen wurde, wo Schiller dichtete, und endlich wo Göthe jetzt noch lebt. — Auch jetzt sollt Ihr mir wieder die Hand reichen, und mit mir zu einigen solchen Orten wallfahrten, welche durch die Erinnerung an große unvergeßliche Menschen geheiligt sind.

Die Villa des Cicero.

Die Geschichte wird Euch gewiß schon den Namen des Marcus Tullius Cicero genannt haben, der als Staatsmann und besonders als Redner einer der ausgezeichnetsten Männer des alten Rom war, und der 106 Jahre vor Christus geboren wurde; viele vor Euch kennen unstreitig auch schon die

Schriften, welche wir von ihm noch besitzen und die in der Art des Ausdruckes sowohl, als auch in ihrem innern Gehalte immer als Muster gelten werden. Hier erblickt ihr nun die Gegend bei Arpinum, wo jenes Landhaus stand, dem Cicero in Hinsicht auf seine reizende Lage den Vorzug vor allen seinen übrigen Besitzungen gab. In seinem Werke von den Gesetzen spricht er sich selbst darüber aus und sagt dort an einer Stelle, daß er nicht satt werden könne das herrliche Arpinum zu betrachten. — Uebrigens war dieses Landhaus sein väterliches Erbe und sein Geburtsort; deshalb ist es der Nachwelt auch besonders wichtig geblieben, und man hat in neuerer Zeit alle Mühe angewendet, die Stätte wieder aufzufinden, auf der jene längst verfallene und von der Erde verschwundene Villa stand.

Man glaubt diese Stelle zwischen den Städten Sora und Arpino am Ufer des Flusses Garigliano, dort, wo er den Fluß Fibrenus aufnimmt, angeben zu können. Mehrere Trümmer, die man in der Nähe eines jetzt daselbst erbauten Klosters gefunden hat,

hält man mit Bestimmtheit für die Ueberreste jener merkwürdigen Villa, und viele Reisende besuchen diesen Ort, um hier das Andenken jenes unsterblichen Mannes zu feiern, und hier wie er es einst that, auch die Natur zu bewundern, die trotz der vielen Jahrhunderte, welche dazwischen liegen, immer noch in gleicher Schönheit ihre Landschaft vor ihnen ausbreitet.

Albrecht Dürer's Grab

auf

dem St. Johannis-Kirchhofe zu Nürnberg.

Von den wenigen Ueberresten der zerfallenen Villa eines merkwürdigen Römers, führe ich Euch, meine lieben Leser, zu dem kleinen Hause des größten deutschen Künstlers älterer Zeit, zu dem Grabe Albrecht Dürer's.

Er war eines Goldschmidts Sohn in Nürnberg und wurde daselbst am 20. May 1471. geboren. Sein früh sich entwickelndes außerordentliches Talent für die Zeichnenkunst und Malerei bewog den Vater, der ihn bisher in seiner Profession selbst unterrichtet hatte, ihn zu dem damals besten Maler in Nürnberg, zu Michael Wohlgemuth, in die Lehre zu geben, wo er sich im Zeichnen, Malen, Kupferstechen und Holzschneiden üben sollte. Nachdem er hier drei Jahre ausge-



Albrecht Dürers Grab
auf dem St. Johannis-Kirchhof vor Nürnberg.



halten, und während dieser Zeit gar viel von den übrigen Gesellen seines Meisters erduldet hatte, unternahm er eine Reise durch Deutschland und die Niederlande, bis Venedig; wo er sich längere Zeit aufhielt, und bedeutende Fortschritte in seiner Kunst machte. Nach einer vierjährigen Abwesenheit rief ihn sein Vater zurück, und verheirathete ihn mit Agnes der Tochter des Mechanikers Hans Frey zu Nürnberg. — Diese Heirath aber, die er nur aus Liebe und Gehorsam zu seinem Vater schloß, begründete das Unglück seines Lebens; denn Agnes war ein zwar schönes, aber böses, mißtrauisches, habsüchtiges Weib, das den Werth ihres Gatten als Mensch, wie als Künstler, nicht faßte, sondern ihn nur immerfort zur Arbeit antrieb, um durch ihn Geld zu erwerben; und das je nachgiebiger und milder er selbst war, ihn nur um desto strenger und schonungsloser beherrschte. Er unternahm späterhin noch einmal eine Reise nach Italien und den Niederlanden, vervollkommte sich hier noch mehr durch das Anschauen fremder Kunstwerke, und die nähere Bekanntschaft gleichzeitiger großer Meister, wie z. B. Raphael

Sanzio, und Lucas van Leyden, mit denen er innige Freundschaft schloß; und erlangte endlich weit und breit einen solchen Ruhm, daß nicht allein alle Gelehrte und Künstler ihn ehrten und liebten, sondern daß auch der deutsche Kaiser Maximilian I. ihn zu seinem Hofmaler ernannte, und Kaiser Carl V. ihm außerdem noch ein adeliges Wappen verlieh. Kaiser Maximilian erließ seinetwegen sogar folgendes denkwürdige Schreiben an die Stadt Nürnberg:

„Maximilian von Gottes Gnaden,
„Erwählter Römischer Kaiser!“

„Ehrsame, Liebe, Getreue! nachdem unser „und des Reiches getreuer Albrecht Dürer in den Zeichnungen, die er uns zu unserem Vorhaben gemacht, guten Fleiß bewiesen, „und sich dabei erboten hat, auch ferner allewege also zu thun, worüber wir ein besonderes Wohlgefallen haben; auch weil derselbe „Dürer, wie wir allerwärts vernommen, in „der Kunst der Malerei vor allen übrigen „Meistern berühmt wird; — so sind wir da-

„durch bewegt worden, ihn mit unserer Gnade
„ganz besonders zu fördern, und wir begeh-
„ren demnach von Euch mit ernstlichem Willen,
„Ihr wollet uns zu Ehren den gedachten
„Dürer bei Euch von allen gemeinen Stadt-
„anlagen, als Angeld, Steuern u. s. w. be-
„freien, in Hinsicht auf unsere Gnade und
„auf seine berühmte Kunst, die er bei Euch
„billig genießen soll. Und ihr werdet uns
„solche Forderung in keinem Wege abschlagen,
„wie sich denn solches auch uns zu Gefallen
„und zur Förderung einer solchen Kunst wohl
„geziemt. Daran thut Ihr unsere Meinung
„u. s. w.

Außerdem, was Albrecht Dürer in seiner Kunst als Maler, Kupferstecher, Bildhauer, und Holzschneider Bedeutendes leistete, schrieb er auch noch mehrere sehr achtbare Werke über die Geometrie, die Perspective, die Fortifikation und über die Proportion des menschlichen Körpers.

Was er seinen Zeitgenossen galt, besagt folgendes Urtheil, welches einer derselben gleich nach seinem Tode über ihn ausgesprochen; es heißt darin:

„Dieser Albrecht Dürer hatte solche
„vielfältige Gaben, daß er von der Geo-
„metrie, der Perspective, der Fortifica-
„tion, und Symetrie wunderliche Dinge
„durch den Druck an den Tag bringen
„konnte; es war also dieser Künstler ein
„freier Erfinder, guter Zeichner auf Holz
„und Papier; ein tüchtiger Maler von
„Oelfarben, Wasserfarben, Miniatur, und
„Gummifarben, auf Holz, Tuch, Ge-
„mäuer, Papier, Pergament, und dergl.;
„ein guter Boussirer, Bildhauer, von
„Holz und Stein, klein und groß, ganz
„und halb, rund, und wie man es nur
„immer erdenken und begehren möchte.
„In Summa in allen der Malerei an-
„gehörigen Stücken und Theilen war er
„ein solcher vortrefflicher Mann, der-
„gleichen man nicht weiß, daß einer vor
„ihm sollte gelebt haben, und ist auch
„bis daher kein solcher erfunden worden.
„Aber die vornehmste Ursache, warum
„Albrecht Dürer vor andern so hoch
„hervorgezogen und gelobt wird, ist,
„daß wohl welche gefunden werden, die

„dem Dürer in einem Dinge gleich
„sein möchten, es hat aber keiner von
„ihnen alle die mannigfaltigen Dürer's
„Gaben!“

Dürer starb am 6. April 1528. im sieben und funfzigsten Lebensjahre, von allen seinen Zeitgenossen innig betrauert, zumal es kein Geheimniß geblieben war, das der tiefste Herzenskummer, den ihm sein Weib verursacht, seinen frühern Tod herbeigeführt hatte.

Sein treuster Freund, der berühmte Nürnbergische Rathsherr Wilibald Pirkheimer, schrieb folgendes über seinen Tod an Johann Tscherte in Wien, Baumeister Kaiser Carls V.

„Ich habe wahrlich an Albrechten
„der besten Freunde einen, den ich auf
„Erdreich gehabt, verloren, und dauert
„mich nichts höher, als daß er so eines
„hartseligen Todes verstorben ist, wel-
„chen ich, nach Verhängniß Gottes, nie-
„mandem als seiner Hausfrau zusagen
„kann, die ihm sein Herz eingenagen
„und dermaßen gepeiniget hat, daß er
„sich schneller von hinnen gemacht, denn

„er war ausgedorrt wie Stroh und
„durfte keinen guten Menschen mehr su-
„chen, oder zu den Leuten gehen. Also
„hatte das böse Weib seine Sorge, das
„ihr doch wahrlich nicht Noth gethan;
„zu dem hat sie ihn Tag und Nacht an-
„gelegen und zu der Arbeit härtiglich
„gedrungen, blos darum, daß er Geld
„verdiente und ihr das ließe so er stürbe,
„denn sie allerweg verderben hat wollen,
„wie sie es denn noch thut, unangesehen,
„daß ihr Albrecht bis in die 6000
„Gulden Werth gelassen hat. Aber da
„ist kein Genügen und in Summa ist sie
„allein seines Todes Ursach. Ich habe
„sie selbst oft für ihr argwöhnisch sträf-
„lich Wesen gebeten und sie gewarnt,
„auch ihr vorgesagt, was das Ende
„hiervon sein würde, aber damit habe
„ich nichts anderes als Undank erlangt,
„denn wer diesem Mann wohl gewollt,
„und um ihn gewesen, dem ist sie Feind
„worden, daß sie wahrlich den Albrecht
„mit dem Höchsten bekümmert, und ihn
„unter die Erde gebracht hat.“

Wie fleißig Albrecht Dürer gewesen ist, beweist die Summe seiner Arbeiten. Man behauptet er habe verfertigt

104 Kupferstiche
367 Holzschnitte, und
1254 Gemälde verschiedener Art.

Auf dem St. Johannis-Kirchhofe zu Nürnberg liegt er in einer Familiengruft begraben, das Kupfer zeigt Euch seine Grabstätte. Auf dem obern Theile des Grabsteines liest man folgende einfache Grabschrift, die ihm Wilibald Pirkheimer setzen ließ:

MEMORIAE ALBERTI DURERI.
QUICQUID ALBERTI DURERI MORTALE
FUIT, SUB HOC CONDITUR TUMULO
EMIGRAVIT. VIII. IDUS. APRILIS
M. D. XXVIII.

Dem berühmten Sandrart, dem Stifter der Maler-Academie in Nürnberg, der 1688 daselbst starb, gnügte diese einfache Inschrift aber nicht, und er fügte auf einer Broncetafel noch folgende zwei andere hinzu:

I.

VIXIT GERMANIAE SUAE DECUS
ALBERTUS DURERUS.
ARTIUM LUMEN, SOL ARTIFICUM,
URBIS PATRIAE NOR. ORNAMENTUM,
PICTOR, CHALCOGRAPHUS, SCULPTOR,
SINE EXEMPLO, QUI, OMNISCIVSA
DIGNUS INVENTUS EXTERIS,
QUEM IMITANDUM CENSERENT,
MAGNES MAGNATUM, COS INGENIORUM
POST SESQUI SECULI REQUIEM
QUIA PAREM NON HABUIT,
SOLUS HEIC CUBARE JUBETUR,
TU FLORES SPARGE VIATOR.
A. R. S. MDCLXXXI.
OPT. MER. F. CUR:
J. DE. S.

II.

Hier ruhe
Künstler Fürst!
Du mehr als großer Mann!
In Viel-Kunst hat es Dir
Noch keiner gleich gethan!
Die Erd war ausgemahlt,
Der Himmel Dich jetzt hat;
Du mahlest heilig nun
Dort an der Gottes-Stadt.
Die
Bau- Bild- Maler-Kunst
Die nennen Dich Patron
Und setzen Dir nun auf
im Tod
die
Lorbeer-Kron!

Alljährlich wurde bisher an Dürer's Todestage der Grabstein von den jungen Künstlern seiner Vaterstadt bekränzt, und zweimal schon ist seine hundertjährige Todtenfeier begangen worden. Jetzt am 6. April 1828, an welchem Tage der große Meister nunmehr vor 300 Jahren gestorben, ist diese Todtenfeier aber auf eine besonders würdige Weihe begangen worden, wozu der jetzt regierende König Ludwig von Baiern die Hauptveranlassung gegeben hat. Dieser Fürst, der Künste und Wissenschaften liebt und schätzt, und für alles Große und Edle begeistert ist, erließ im März des Jahres 1827 folgendes Schreiben an den General-Kreis-Commissar zu Nürnberg:

„Mein lieber Herr General-Kreis-commissar!“

„Löblich ist der an Deutschlands Künstler „ergangene Aufruf: dem Albrecht Dürer „durch Anlegung eines Stammbuches Achtung „zu bezeigen; es soll nicht unterbleiben; aber „hinlänglich deucht es mir nicht, dieses Man-„nes Andenken würdig zu ehren; nur durch

„sein Standbild aus Erz kann dies geschehen.
„In Nürnberg, wo er geboren, gelebt, ge-
„storben, fände es seine geeignetste Stelle.
„Wie in so vielen Trefflichen gehe diese Stadt
„auch hierin mit nachahmungswerthem Bei-
„spiele vor, indem sie ihm ein Denkmal er-
„richte, ein öffentliches, was in unserem
„deutschen Vaterlande noch keinem Künstler
„wiederfahren. Aber Nürnberg nicht allein,
„ganz Deutschland werde zum Beitrage ein-
„geladen; ist er ja doch dessen größter Künstler;
„und der größte jetzige Bildhauer, Rauch
„aus Berlin, würde es zu München verfer-
„tigen, wo die einzige große Erzgießerei in
„Süddeutschland besteht, und wo derselbe sich
„gerade zu jener Zeit aufhalten wird. Findet
„dieser Vorschlag in Allen seinen Theilen An-
„nahme, so bin ich bereit, die Unterzeichnung
„mit namhafter Zusage zu eröffnen. Schön
„wäre es, wenn an dem dreihundertsten Jah-
„restage von Albrecht Dürer's Tod des
„Denkmales Grundstein gelegt würde. Es werde
„aber auch ununterbrochen an demselben ge-
„arbeitet. Konnte die kleine Stadt Rostock
„ihrem Mitbürger, dem Fürsten Blücher,

„aus eigenen Mitteln vor wenig Jahren ein
„ehernes Standbild errichten, so wird das
„große Nürnberg doch wohl das Nähmliche
„vermögen und noch dazu mit Beihülfe; es
„kann es, und an dem Willen zweifeln, heiße
„sich eines Unrechtes gegen seine Bewohner
„schuldig machen. Dies Schreiben, mein lieber
„Herr General-Kreiscommissar, theilen Sie
„der von mir vorzüglich geschätzten Stadt
„mit, desgleichen auch ihrem Künstlervereine,
„und zwar am 6. des nächsten Monates, als
„an dem Tage, an welchem nach einem Jahre
„die dritte Säcularfeier sein wird. Mit den
„Ihnen bekannten Gesinnungen der Ihnen

wohlgewogene

Ludwig.

München am 24. März.
1827.

Hierauf wurden von den in Nürnberg und München bestehenden Künstlervereinen, schriftliche Einladungen an alle Kunstschulen, Kunstvereine, und einzelne ausgezeichnete Künstler erlassen; es versammelten sich auch alsbald aus nahen und entfernten Gegenden Deutschlands eine so große Anzahl Künstler und Kunst-

freunde zu dieser Feier, daß sie nicht mehr in den Gasthäusern Nürnberg's Platz fanden, sondern auch in Privatwohnungen aufgenommen werden mußten.

Schon acht Tage zuvor waren mehrere junge Künstler aus München in Nürnberg eingetroffen, um zur Verherrlichung der Feier eine Reihe transparenter Gemälde, welche Scenen aus Dürer's Leben vorstellen sollten, zu liefern, mit denen denn auch der große Rathhaussaal, welcher treffliche Original-Wandgemälde von Dürer enthält, sehr sinnreich ausgeschmückt wurde. Diese transparenten Gemälde, für deren jedes man aus Dürer's Tagebuch selbst eine passende Unterschrift gewählt hatte, waren folgende:

Das erste Bild stellte den Augenblick dar, wo Dürer's Vater seinen Sohn in der Malerwerkstatt des Michael Wohlgemuth, diesem Meister als Lehrling übergiebt, mit folgender Inschrift:

„Am St. Andreas-Tage versprach mich „mein Vater in die Lehrjahre zu Michael „Wohlgemuth, drei Jahre lang ihm „zu dienen. In dieser Zeit verlieh mir

„Gott Fleiß, daß ich wohl lernte, aber
„viel von seinen Knechten leiden mußte.“
Auf dem zweiten Bilde war Dürer's Trauung mit Agnes Frey vorgestellt. Es führte die Unterschrift:

„Und als ich heimgekommen war 1494
„nach Pfingsten, handelt Hans Frey
„mit meinem Vater und gab mir seine
„Tochter mit Namen Agnes. Er gab
„mir zu ihr 200 Gülden und hielt die
„Hochzeit, am Montage vor Margarethe
„im Jahre 1494.

Auf dem dritten Bilde sah man die niederländischen Maler in Antwerpen bei einem Gastmahle mit ihren Frauen um Dürer herum sitzen; wie große mit Epheu umwundene Weinkrüge zugetragen und Dürern selbst von schöner Hand die Becher gefüllt wurden, und auch der Rathsbote von Antorff nicht ferne stand. Hier las man folgende Inschrift:

„Da luden mich die Maler auf ihre Stube
„wo Silbergeschirr und ander köstlich
„Gezier. Es waren ihre Weiber und alle
„da, und treffliche Personen von Mannen
„unter ihnen, und wollten mir alles thun,

„was mir lieb wäre. Da kamen der Her-
„ren von Antorff Rathsboten und schenk-
„ten mir vier Kannen Wein. Des sagte
„ich ihnen unterthänigen Dank und ent-
„bot meine Dienste.“

Das vierte Bild war ein allegorisches:

Vor dem Throne der Kunst zur rechten Hand stand der größte deutsche Maler Albrecht Dürer, zur linken der größte italienische Raphael Sanzio, sich die Hände reichend, beide mit dem Lorbeerkranze geschmückt. Hinter Dürer erblickte man Kaiser Maximilian, Luther, Wilibald Pirkheimer, und Meister Wohlgemuth; hinter Raphael standen die Päbste Jntius II. und Leo X. der große Baumeister Bramante und Raphael's Lehrer Pietro Perugino. Man sah ferner Raphael's Genius ihm die schönsten Blumen pflücken, während Dürer's Genius symbolisch den alten Spruch andeutete: „Bete und arbeite!“ Ganz im Hintergrunde zeigte sich auf der einen Seite die Stadt Nürnberg, auf der andern Seite die Stadt Rom.

Auf dem fünften Bilde erblickte man ein Schiff im Sturme, und in demselben den Al-

brecht Dürer, wie er unter mehreren von Todesfurcht ergriffenen Personen, mit ruhiger Fassung dem erschrockenen Schiffer beim Arme ergreift, und ihn zu Muth und Thätigkeit in der Gefahr aufforderte, mit der Unterschrift:

„Da zerriß das Seil und kam ein star-
„ker Sturmwind. Der Schiffmann raufte
„sich und schrie und war Angst und Noth,
„denn der Wind war groß. Da sprach
„ich zum Schiffmann, er sollt ein Herz
„fassen, und Hoffnung zu Gott haben,
„und nachdenken was zu thun wär. Und
„wir halfen den kleinen Segel wieder
„halb auf und fuhren wieder an!“

Das sechste Bild zeigte das Krankenzimmer von Dürer's Mutter, und wie er an ihrem Sterbebette gesessen und mit ihr bis zum letzten Augenblicke gebetet. Es führte die Unterschrift:

„Am 17. May 1514. zwei Stunden vor
„Nacht, ist meine fromme Mutter Bar-
„bara Dürerin verschieden. Sie hat
„mir auch zuvor ihren Seegen gegeben,
„und den göttlichen Frieden gewünscht,
„mit viel schöner Lehre, auf daß ich mich
„vor Sünde sollt' hüten. Ich betet ihr

„vor, davon habe ich solche Schmer-
„zen gehabt, daß ich's nicht aussprechen
„kann!“

Auf dem siebenten Bilde endlich sah man den würdigen Meister Albrecht Dürer selbst im Sarge liegen, ringsherum brennende Kerzen und durch die geöffnete Halle, in welcher der Sarg stand und zwischen den drei weißen Lilien zu Häupten desselben, den gesternten Himmel über einer dunklen Landschaft. In den Personen, die an seinem Sarge standen, erkannte man die Porträts der jetzt lebenden großen Künstler, Thorwaldsen, Rauch, und Overbeck, welche sämmtlich abgehalten worden waren, bei seiner Todtenfeier jetzt anwesend zu sein, und die man auf diese Weise höchst sinnig vergegenwärtigt hatte. Die Unterschrift dieses Bildes war aus einem Briefe Pirkheimer's genommen und lautete also:

„Gott wolle dem frommen Albrecht
„gnädig und barmherzig sein, denn er
„hat wie ein frommer Biedermann gelebt.
„So ist er auch ganz christlich und seelig
„verstorben. Darum seines Heiles nicht
„zu fürchten ist. Gott verleih uns seine

„Gnade, daß wir ihm zu seiner Zeit seelig
„nachfolgen!“

Der Todestag Albrecht Dürer's, der 6. April, fiel diesmal auf den ersten Osterfeiertag, wodurch der Todtenfeier eine um so höhere Weihe gegeben wurde. Die anwesenden Freunde Dürer's versammelten sich mit dem anbrechenden Morgen in Dürer's Hause, und zogen dann in ernster Ordnung früh um 5 Uhr auf den Kirchhof, wo sie Dürer's Grab mit einem Lorbeerkranze schmückten, und unter vollstimmiger musikalischer Begleitung folgendes Lied, welches von dem Maler Ernst Förster mit Bezug auf das Osterfest hierzu gedichtet worden war, nach der bekannten Choral-Melodie: „Wie schön leucht uns der Morgenstern“ — sangen:

Im Schlummer ruht noch rings die Welt
Auf Sadt und Land und Wald und Feld
Liegt heil'ger Grabesfrieden.
Das mitternächt'ge Dunkel sinkt,
Das Lied der Auferstehung klingt;
„Erwacht vom Schlaf, Ihr Müden!“
„Jesus Christus ist erstanden!
„Grabesbanden

„Fesseln keinen!
„Gott wird ewig uns vereinen!“

Das Wort, das trostreich Allen klingt,
Aus tiefster Seele heut es dringt
Hier an geweihter Stätte
Dir, der weit über Grabeskluft
Mit mächt'ger Stimme heut uns ruft
Zu seinem Ruhebette.
Großer Meister, bist erstanden!
Grabesbanden
Fesseln keinen!
Gott mag uns auch Dir vereinen.

Wie hell leucht uns Dein reines Licht!
Wir hören was Dein Mund uns spricht,
Wir wollens treu bewahren:
„Eins ist, was gutes wirkt und schafft
„Zu jeder That lebend'ge Kraft,
„Einheit schützt vor Gefahren.“
Großer Meister bist erstanden,
Erdenbanden
Fesseln keinen!
Dein Tag soll uns ewig einen! —

Hierauf bekränzte man auch Pirkheimer's nahes Grab, und brachte auch seiner Asche am Tage der Todtenfeier seines innigsten Freundes einen ernsten Morgengruß. Der übrige Tag wurde, als erster Ostertag in christlicher Stille begangen und erst am Abend in dem geschmückten Rathhaussaale ein großes Oratorium von Friedrich Schneider

„Christus der Meister"

von dem Componisten selbst aufgeführt.

Am andern Tage versammelten sich die Königl. Civil- und Militair-, und die Städtischen Behörden nebst allen Künstlern in dem großen Rathhaussaale und zogen von hier aus in bestimmter feierlicher Ordnung nach dem Dürer-Platze, um hier den Grundstein zu seinem Denkmale zu legen. Der Regierungs-Präsident von Mieg übernahm dies Geschäft, wozu man ihm eine silberne Kelle überreichte, vorher aber legte man folgende Gegenstände in den mit einer Höhlung versehenen Grundstein hinein:

1) Eine vergoldete Kupferplatte, auf welcher die Geschichte der Errichtung dieses Denkmales, nebst einer Beschreibung des

Planes dazu, und einem Verzeichniß der bis jetzt hierzu eingegangenen Beiträge verzeichnet waren; letztere bestanden aus folgenden Summen:

3000 Fl. von Sr. Majestät dem König Ludwig von Baiern,

2000 Fl. von der Gemeindekasse in Nürnberg.

2100 Fl. von den Bürgern in Nürnberg.

500 Fl. von dem Künstlerverein daselbst.

100 Fl. von dem Albrecht Dürer Verein daselbst.

1460 Fl. von den auswärtigen Academieen und Kunstfreunden.

2) Eine Kupferplatte, worauf Albrecht Dürer's Standbild, welches auf diesen Grundstein errichtet werden sollte, gestochen war.

3) Eine Krystall-Vase, enthaltend ein Exemplar der Konstitution des Reiches; ein Exemplar der jetzt unter dem Titel: „Reliquien Dürer's“ erschienenen Büchleins, mehrere auf diese Feier Bezug habende Medaillen, Reden und Gedichte, und endlich viele jetzt gangbare Münzsorten.

4) u. 5) Zwei Krystallflaschen mit rothem und weißem Kirschgeist.

6) 7) u. 8) Drei luftdicht-verschlossene Glasröhren mit Getreidegattungen von der letzten Erndte.

9) Eine luftdicht-verschlossene Glasröhre enthaltend 36 Sämereien, und eine Aufforderung an die Nachwelt, welche vielleicht diesen Grundstein einmal öffnen sollte, den Saamen sofort wieder zu säen, da er die Keimkraft gewiß nicht verloren haben würde.

10) Ein Glasgemälde, das Bildniß des jetzigen Königs von Baiern darstellend.

11) Eine kupferne Büchse mit Arbeiten der Nürnberger Kupferstecher, Siegelschneider, und Lithographen.

12) Zwei Medaillen mit Dürer's und Pirkheimer's Brustbild, und

13) endlich ein Christus-Kopf in Holzschnitt.

Auf diesen Grundstein soll nun Albrecht Dürer's Standbild aus Erz gegossen, aufgestellt werden; Professor Rauch in Berlin wird nach einem Bilde Dürer's, auf welchem dieser sich selbst dargestellt hat, das

Modell dazu fertigen, und der Bildhauer Burgschmidt in Nürnberg wird den Guß besorgen.

Vielen deutschen Helden, den Siegern in blutigen Schlachten, sind bereits kostbare Monumente geweiht worden; das Denkmal Albrecht Dürer's aber ist das erste, welches Deutschland einem seiner großen Künstler errichtet hat; und es mußten 300 Jahre vergehen, ehe ein deutscher Fürst den Gedanken dazu faßte.

Wer wird einst den Grundstein wieder öffnen, und wessen Namen von Euch, meine Leser, wird dann noch unvergessen sein? — —

Iffland's Gartenhaus.

Aber Ihr müßt mir, meine lieben jungen Freunde, von dem Grabe und dem Denkmale Albrecht Dürer's, jetzt auch in das Haus eines Mannes folgen, der ebenfalls nicht vergessen werden darf, wenn Deutschland die Namen seiner größten Künstler nennt. Zwar geht die Kunst die er geübt, mit dem Künstler immer wieder zu Grabe, und von dem was sie für den Augenblick geschaffen, bleibt nichts als das Andenken für die Nachwelt zurück; dennoch steht sie nicht minder hoch unter den Künsten, und übt oft den allergrößten Einfluß auf die Menschen aus.

Ihr erblickt hier August Wilhelm Iffland's Gartenhaus im Thiergarten zu Berlin, der einer der größten deutschen Schauspieler war. Er wurde zu Hannover am 19. April 1759 geboren, war der Sohn bemittelter Eltern und erhielt eine sorgsame Erzie-



F. W. Delkeskamp ad nat. del. J. B. Hössel sc. Berlin.

Ifflands Gartenhaus im Thiergarten.



hung. Aber die unbesiegbare Liebe zur dramatischen Kunst trieb ihn zu dem unbesonnenen Schritte, ohne Vorwissen seiner Eltern, in seinem 18. Jahre Hannover zu verlassen, und Mitglied einer Schauspieler-Gesellschaft zuerst in Gotha und dann in Mannheim zu werden.

Iffland erwählte diese Laufbahn jedoch nicht, wie so mancher andere junge Mensch es thut, aus leichtsinniger Lust zu einem ungebundenen Leben, wo er der Mühe des Studiums ernster Wissenschaften überhoben zu sein glaubt, sondern das dunkle Gefühl seines großen Talentes für diese Kunst, zog ihn unwiderstehlich zu ihr hin, und veranlaßte ihn auch, sich fort und fort mit der größten Anstrengung und Sorgfalt in ihr auszubilden und die damaligen großen noch unerreichten dramatischen Künstler, Eckhoff und Schröder, sich zu Mustern zu wählen. So gelang es ihm denn endlich sich wirklich zu ihnen hinauf zu schwingen, und ebenfalls einer der größten Schauspieler zu werden, die Deutschland gehabt hat, denn in dem ernsten fleißigen Studium und im tiefen Auffassen seiner Rollen, in dem nie gestörten Zusammenhang

seines durchdachten Spieles, und in der erstaunenswürdigen Wahrheit seiner Darstellungen ist er von keinem noch übertroffen worden.

Im Jahre 1796 wurde er zur Direction des Königl. National-Theaters nach Berlin berufen, dort im Jahre 1811 vom Könige selbst zum General-Director Aller Königlichen Schauspiele ernannt und ihm der rothe Adler-Orden dritter Klasse verliehen. Hier war er ganz an seiner Stelle; er erfreute nicht allein oft genug das Publikum durch sein ausgezeichnetes Spiel, sondern er bildete auch viele junge Schauspieler, die sich noch als brave Künstler bewähren. Man sah unter seiner Direction in einandergreifende vortreffliche Darstellungen, wie man sie jetzt selten mehr erblickt, und die dramatischen Dichtungen, welche damals erschienen, wurden auf eine würdige Weise auf die Bühne gebracht.

Auch als dramatischer Schriftsteller hat er manches Achtbare geliefert. Seine sämmtlichen Werke sind in einer neuen Ausgabe vor Kurzem erschienen. Man hält seine Stücke jetzt zwar für langweilig und gedehnt, und bringt sie deshalb auch nur selten noch auf

die Bühne, allein, sie sind eigentlich doch durch nichts Besseres ersetzt worden, denn die kleinen possenhaften Stücke, deren man jetzt oft mehrere an einem Abend darzustellen pflegt, stehen weit unter den Iffland'schen, die damals allen Klassen der Zuschauer oft einen erhebenden und bleibenden Genuß gewährten. Und wie das Schauspielhaus nicht blos ein Belustigungsort, sondern ein klarer Spiegel des Lebens sein soll, wo wir die Charaktere, die Handlungen, die Schicksale der Menschen an uns vorüber gehen sehen, und uns manche wichtige Lehre nach Hause und in unser eignes Leben mitnehmen können, so steht der Schauspieler, welcher seine Rollen in ergreifender Wahrheit darzustellen, und Tugend und Laster uns in ihrer wirklichen Gestalt zu zeigen vermag, auch als ein recht eigentlicher Künstler da. Iffland war ein solcher, und noch ist er nicht wieder erreicht worden. Er starb am 22. September 1814.

Das Gartenhaus, welches uns das Kupfer zeigt, war sein liebster Aufenthalt. Hier verlebte er gern seine geschäftlosen Stunden,

hier studirte er mit Fleiß seine Rollen, hier schrieb er seine dramatischen Werke, hier ist er auch gestorben.

Jetzt, meine lieben Leser, laßt uns nun eine weite Reise machen, aus dem alten Europa über das Meer hinweg in das jugendliche Amerika einwandern, und uns auf dem frischen kräftigen Boden umsehen, ob wir auch hier schon an manchen Stätten verweilen mögen, die uns die Erinnerung an große Männer, oder merkwürdige Ereignisse vor die Seele führen.



Philadelphia,
von dem großen Baum zu Kingston wo Penn den großen Tradat mit den Indianern schloß.



Philadelphia.

Von dem großen Baume zu Kingston.

Wir erblicken auf diesem Kupfer hier die Stadt Philadelphia, eine der größten in Nordamerika. Vor 150 Jahren stand noch kein einziges Haus an diesem Strande, wo jetzt in mehr als 1500 Häusern schon weit über 120,000. Menschen wohnen, und Handel, Gewerbe, Künste und Wissenschaften einheimisch geworden sind.

Der Gründer dieser herrlichen Stadt heißt William Penn. Er wurde 1644 zu London geboren, und war der Sohn des englischen Admirals Penn, der ihm eine ausgezeichnete Erziehung geben ließ, und ihn für das große Leben, und für hohe Staatsämter zu bilden suchte. William Penn verschmähte aber bald allen äußern Glanz, trat zu der Religions-Secte der Quäker über und fand

bald nur darin seinen Beruf, ihr Lehrer und der Verbreiter ihrer Religions-Ansichten zu werden. Sein Vater hinterließ ihm, nebst einem sehr großen Vermögen, zugleich eine bedeutende Anforderung an den Staat, dem er zu Ausrüstung einer Flotte einst ansehnliche Summen vorgeschossen hatte. Für diese Forderung erhielt Penn im Jahre 1681 von der englischen Regierung einen großen Landesstrich in Nordamerika mit den völligen Eigenthums- und Hoheits-Rechten darüber. Er benannte diesen Landesstrich nach seinem Namen Pensilvanien, und suchte seinen in England vielfältig hart verfolgten Freunden und Anhängern hier in Amerika eine Freistatt zu sichern.

Der passendste Ort zur Gründung der neuen Colonie, schien ihm das Ufer des großen Flusses Delaware; weil dies aber von dem ihm zugewiesenen Landesstrich nicht mit umfaßt wurde, so kaufte er das Land am Delaware von den Indianern, die in wilden Horden jenes Land damals noch bewohnten. Unter dem großen Baume, den wir auf der Kupfertafel hier sehen, versammelte Wil-

liam Penn die Häuptlinge der indianischen Völkerstämme, hier kaufte er ihnen das Land ab, und hier schloß er mit ihnen und den Nachbarstämmen ein Friedens und Freundschaftsbündniß, das zwar nur mündlich besprochen und von keinem Theile beschworen wurde, dennoch aber fest gehalten und niemals gebrochen worden ist.

Penn führte hierauf gegen 200 seiner Glaubensgenossen aus England hierher und gründete mit diesen neuen Ansiedlern die Stadt Philadelphia. Er gab seinem aufblühenden Staate fromme, weise Gesetze, und stellte dabei als Hauptgrundsatz auf:

„Daß jeder, der einen allmächtigen Gott,
„den Schöpfer und Regierer der Welt
„bekenne, und sich durch sein Gewissen
„verpflichtet erkläre, unter gesetzlicher
„Obrigkeit gerecht und ruhig zu leben,
„und keinen anden wegen religiöser Mei-
„nung zu kränken, ein Bürger dieses
„Staates werden könne.“

Da zogen denn Tausende mit friedlichen Gesinnungen hier ein und wurden glückliche Bürger, und während die Menschen, welche sich

meist zu jenem Friedensbündnisse treuherzig hier die Hand reichten, längst von der Erde abgetreten, und zu Staub geworden sind, grünt der alte große Baum, der Zeuge jenes Bundes, immer noch; erquickt die nachfolgenden Geschlechter noch mit seinem Schatten, und schaut, ein grau gewordener Freund des großen Flusses, der seine blauen Wogen an ihm vorüberrollt, ruhig auf das immer mehr und mehr zunehmende regere Leben und Wirken der Menschen an den bebauten, geschmückten Ufern des Delaware, die er einst in seiner Jugend noch in tiefer schweigender Einöde gekannt hatte.



J. G. A. Frenzel sc. Dresd.

Berg Vernon, in Virginien,
Sitz des großen Georg Washington
Befehlshaber der Armeen der V. Staaten im Revol: Kriege.



Berg Vernon in Virginien

In dem Hause, welches auf dem Hügel dort steht, wurde Georg Washington am 23. Februar 1733 geboren, den die jetzt vereinigten Freistaaten von Nordamerika, als sie sich von der drückenden Oberherrschaft der Engländer losreißen wollten, einstimmig zum Oberbefehlshaber ihres Heeres beriefen; der dann mit diesen eilig zusammengebrachten, ungeübten Truppen dennoch wichtige Siege über die Engländer erfocht; so die Freiheit seines Vaterlandes begründete; endlich als Präsident des Conventes weise Gesetze erließ; die klügsten Maaßregeln ergriff, seinem Staate Wohlstand und Festigkeit zu sichern

und der seinem neu entstehenden Volke in sich selbst das schönste Vorbild eines ausgezeichneten, edlen Menschen und Bürgers gab. Einer seiner Biographen faßt in folgenden kurzen Worten den Gehalt dieses Mannes sehr wahr und treffend zusammen:

„Washington hatte eine edle Ge„stalt, das Herz eines Weisen, den Geist „eines Staatsmannes, und den Muth „eines freien Bürgers. Ausdauernde „Kraft bei ringsumher sich anhäufenden „und mehrmals zu einer furchtbaren „Größe anwachsenden Schwierigkeiten; „unerschütterliche Treue gegen das Vater„land auch bei empfindlichen Kränkun„gen; eine bei dem lebhaftesten Ehrge„fühle auch den politischen Verhältnis„sen gebührende Achtung und Bescheiden„heit; Festigkeit bei entschiedener Einsicht, „ohne stolze eigensinnige Hartnäckigkeit und „die schöne Verbindung vernünftiger „Strenge mit vernünftiger Milde: Diese „Eigenschaften bezeichnen den Character die„ses eben so liebreichen als kraftvollen, „eben so großen, als guten Mannes!“

Der Raum unseres Buches gestattet mir nicht, Euch Washington's Leben ausführlich zu erzählen. Seine Lebensgeschichte ist in die Geschichte seines Vaterlandes verwebt, und Ihr werdet sie daher am besten und ausführlichsten aus der letztern kennen lernen. Nur Einiges was Ihr dort nicht finden dürftet, will ich Euch hier noch mittheilen.

Washington war durch das Vertrauen seiner Mitbürger mehrere Male wiederholt zum Präsidenten des General-Congresses gewählt worden; nachdem jedoch das letzte Mal sein Amt beendigt war, zog er sich im Jahre 1797 wiederum auf sein väterliches Landgut zurück, welches auf dem Berg Vernon am Ufer des herrlichen Flusses Potomack gelegen war, und auf unserer Kupfertafel zu sehen ist. Von hier aus schrieb er einst folgenden Brief an einen seiner Freunde:

„Eben jetzt erst fange ich an der Muße „und der Freiheit von öffentlichen Sor„gen mit Lust zu genießen, denn wie „wünschenswerth sie mir auch sind, es „erforderte doch einige Zeit, bis ich mich

„in ihren Besitz glücklich fühlte. Es
„mag sonderbar klingen, und ist dennoch
„wahr, erst ganz vor Kurzem gelang es
„mir, von einer Gewohnheit zu lassen,
„sogleich beim Erwachen am Morgen
„über die Geschäfte des Tages zu sin=
„nen, und keine Ueberraschung mehr zu
„fühlen, wenn ich, nachdem sich mehrere
„Dinge im Geiste um und um gewendet
„hatten, die Entdeckung machte, daß ich
„kein öffentlicher Mann mehr sei, oder
„sonst irgend mit öffentlichen Geschäf=
„ten zu thun habe. Es ist mir, wie
„wohl irgend einem ermüdeten Wanderer
„zu Muthe sein mag, der nach manchem
„mühvollen Schritte, mit schwerer Bürde
„auf seiner Schulter, endlich derselben
„enthoben ist, endlich den Ort seiner
„Bestimmung erreicht hat, und vom Ziele
„seiner Wanderung mit ernstem Auge
„zurück auf die Windungen seines Pfa=
„des sieht, wie er da dem Sumpfe, dort
„dem Flugsande entging, die auf seinem
„Wege lagen, und vor denen ihn nur
„der allmächtige Leiter menschlicher Schick=

„sale bewahren konnte. Ich bin ein ein-
„facher Bürger an der Bank der Poto-
„mack's geworden, und genieße unter
„meiner eigenen Rebe, und unter meinem
„eigenen Feigenbaume, fern von dem Ge-
„wühl des Tages und den geschäftigen
„Scenen des öffentlichen Lebens, die
„Freuden, die der Soldat, der seinem
„Ruhme nachjagt, der Staatsmann,
„dessen geschäftige Tage und schlaflose
„Nächte Pläne für die Wohlfahrt seines
„eignen Landes, (vielleicht den Ruin an-
„derer Länder,) füllen, als wenn die
„Erde nicht für uns alle groß genug
„wäre, — die der Hofmann, der un-
„ausgesetzt den Blick seines Fürsten be-
„wacht, ob er nicht ein gnädiges Lächeln
„erhasche, nicht kennen kann! — Ich
„habe mich nicht nur von allen öffent-
„lichen Geschäften zurückgezogen, ich ziehe
„mich auch in mich selbst zurück, und
„werde den stillen Pfad des Privatlebens
„mit herzlicher Zufriedenheit gehen. Auf
„Niemand neidisch bin ich entschlossen, mit
„Allem zufrieden zu sein, und so den

„Lebensstrom still hinabzugleiten, bis ich
„mit meinen Vätern schlummere!“

Washington lebte in dieser ländlichen Zurückgezogenheit nur noch zwei Jahre, er starb am 14. December 1799 in einem Alter von 67 Jahren. In seinem Testamente gab er allen seinen Sclaven die Freiheit und setzte eine beträchtliche Summe zu Anlegung einer hohen Schule zu Columbia und einer Freischule für arme Kinder aus. Sein Grab erhebt sich im Garten des Berges Vernon.

Mehrere Vorschläge sind bereits gethan worden, um diesem großen Manne ein würdiges Denkmal zu errichten. Es scheint aber nichts der Sache so angemessen und so schön gedacht, als was der Amerikanische Schriftsteller Evrett darüber sagt:

„Ich weiß keinen passendern Ort, den
„großen Männern, welchen Nordamerika
„seine Freiheit verdankt, ein würdiges
„Denkmal zu errichten, als den Berg
„Vernon selbst. — Er liegt im Mittel-
„punkte der Union, nahe bei der Haupt-

„stadt, an den Ufern eines der schönsten
„Flüsse in der Welt, und, was ihn be-
„sonders dazu eignet, er war Washing-
„ton's Wohnung! — Es hat mir oft
„wie eine Art Entweihung geschienen,
„daß jenes Haus, welches dem Amerika-
„nischen Volke doch ein Heiligthum ge-
„worden ist, jetzt zu den gewöhnlichen
„Gebräuchen des Lebens dienen muß,
„und daß es dem Volke nicht frei stehen
„soll, zu allen Zeiten nach Berg Ver-
„non zu gehen, und hier am Grabe sei-
„nes politischen Vaters seine Gelübde
„abzulegen. Wenn es jedermann erlaubt
„wäre, nach Gefallen dorthin zu wallfahr-
„ten, jeden Winkel des Hauses und Gartens
„besuchen und an den geheimsten Plätzen
„sich seinem Gedanken überlassen zu dür-
„fen, wie würde das öffentliche Wohl
„dadurch befördert werden, denn kein
„Bürger könnte von einer solchen Wan-
„derung zurückkehren, ohne daß seine
„Vaterlandsliebe nicht erhöht, und seine
„reinsten Gefühle nicht ermuthigt und
„gestärkt wären. Diesen Genuß kann das

„Volk nicht haben, so lange jener Ort
„das Eigenthum eines Einzelnen ist. Berg
„Vernon muß daher von der Nation
„gekauft, als Nationalgut angesehen, und
„hierdurch zugleich der Familie Was-
„hington die schuldige Genugthuung
„gegebben werden. Das Haus und die
„Ländereien würden dann soviel wie mög-
„lich ganz in dem Zustande erhalten wer-
„den müssen, in welchem sie Washing-
„ton hinterließ. Ein Aufseher mit ei-
„nigen Gehülfen müßte Alles gehörig
„besorgen, und den Besuchenden alle
„Nachrichten die sie über Vernon zu
„haben wünschen, zu ertheilen bemüht
„sein. Von der Spitze des Hauses würde
„die National-Flagge wehen, um es als
„öffentliches Eigenthum zu bezeichnen; im
„Innern desselben aber müßten die Bild-
„nisse der Helden und Patrioten aus der
„Zeit des Befreiungs-Krieges aufge-
„hangen werden, während man auf einem
„Hügel, mitten in der Besitzung selbst,
„Washington's collossales Standbild
„zu Pferde errichtete; schon von weitem

„würden dann die Bürger, welche um
„diesen Ort zu besuchen, dem Fluß her-
„auf schifften, diese Statue, majestätisch
„hervorragend über den Wipfeln der
„Bäume, die das Haus umgeben, als
„freudiges Ziel ihrer Reise begrüßen,
„und jedes vorbeisegelnde Schiff würde
„ihr zu Ehren die Segel streichen, wie
„die Atheniensischen Seeleute das Grab
„des Themistokles zu begrüßen pfleg-
„ten, das sich am Eingang des Ha-
„fens erhob.“

---

v. sieh:
317 Philadelphia
321 Benj. Vernon in Virginia

